Inhaltsverzeichnis

»Falscher Ort. Falsche Zeit«

Vorwort von Kristof Magnusson und Florian Kessler		2
Anna Appel	Acuns Geschichte	3
Fabian Bader	Geschichte in schwarz-weiß	7
Barbara Blum		12
Alisa Müller	In Deutschland	16
Bernhard Heckler.	Der Weg zum Buch	19
Lena Fischer	Das Kochbuch fürs Leben	23
Lia Zebra Neumair	Der Fremde in dir	31
Manuel Paß	Manó	34
Rahel Eisenmann	Dimensionen	37
Victoria Thum	Status quo ante bellum	40
Vera Zöller	Aus dem Tagebuch der Rosa Luxemburg	46
Eva Kraemer	Der Tag, an dem ich Mary kennenlernte	54

Texte aus der Werkstatt 57

Von Bernhard Heckler, Lisa Zebra Neumair, Lena Fischer,

Anna Appel und Rahel Eisenmann

»Sprechen, eine Erregung«

Vorwort von Ulrike Almut Sandig und Jan Valk		72
Alisha Gamisch	Monachia	75

Jasmin Zakaria	Die brennende Masse	81
	Kantinenliebe	84
Julian Stalter	Auszug aus »Magma«: Das Maifest	88
Marie-Luise Keller	Die Kritik	94
	Die Trinität	98
Maximilian Kinder	Sigune	100
Simon Weiser	Eva Briest	104
Sonja Hahn	Möchten Sie noch einen Kaffee	107
	Zeitbombe	111
Teresa Wimmer	Vor der Rede	114
Runa Behr	Nachgefüllt	118
Naomi Mebus		121
Lara Brose	Sammelwut	126

Texte aus der Werkstatt 130

Von Jasmina Zakaria, Julian Stalter, Teresa Wimmer und Sonja Hahn

Impressum 133

»Falscher Ort. Falsche Zeit«

Ein Seminar mit Kristof Magnusson und Florian Kessler

Es gab Weißwein und Argumente. Viel Weißwein. Und viele Argumente, unbedingt – und zwar von den ersten Minuten an, als sich die zehn angehenden Autorinnen und Autoren und die beiden Mentoren wechselseitig vorstellten, indem sie möglichst gekonnt Lügen in ihre Lebensläufe einstreuten.

Fiktion ist immer herrliche Lüge. Und wir zwölf haben 2017 in unserem Reden und Denken nach vielen gemeinsam verbrachten Stunden über Texten und Weingläsern, über Schreibaufgaben und Stadtplänen, über Wortgefechten und Vorleseübungen phasenweise selbst etwas fantastisch Artifizielles angenommen, das jenseits unserer vom ersten Tag an auf Hochtouren miteinander kommunizierenden Gruppe höchstens verdatterte Blicke der Millionen von Laien da draußen auf sich ziehen hätte können. Denn wer jenseits der nicht genug zu lobenden Bayerischen Akademie des Schreibens würde auch nur kapieren, worüber wir diskutieren, wenn wir ganz selbstverständlich SUBTEXT! rufen, sobald ein Dialog auch nur um die Ecke lugt, WIE BEI RAHEL! murmeln, wenn Sprache selbst zum Ereignis eines Textes wird, oder ODYSSEUS-MASTERPLOT! poltern, falls in einem Text auch nur schritteweise gereist wird? Egal! Die Leute sollen unsere Texte und Bücher lesen, wie der Maschinenraum dahinter funktioniert, müssen sie nicht bis ins letzte Detail verstehen.
Was jede und jeder nach diesen vier Wochenenden aber unbedingt wissen soll: Wiederkehrender Austausch über einen größeren Zeitraum hinweg, Kommunikation, gemeinsame Lektüre und gemeinsame Kontroverse sind die schönen Bauteile, aus denen sichere, starke, sich selbst und ihrer Möglichkeiten bewusste Literatur entstehen kann. Manche sprechen auch nicht nur von sicherer, sondern von großer Literatur. Es war eine Freude, ihrer handfesten Vorbereitung beizuwohnen. Darauf noch viele Stuhlkreise und Argumente! Und den ein oder anderen Weißwein – in Erlangen, dem ersten unserer Wochenend-Treffpunkte vor München, Bamberg und Regensburg, soll angeblich sogar eine goldene Plakette an bestimmte besonders intensive Beschäftigungen mit Wein und Kommunikation einzelner Kursteilnehmer erinnern. Hier sind nun Ergebnisse der auf solche Weise wunderbar vorbereiteten literarischen Arbeiten versammelt, die ganz nebenbei die große ästhetische Bandbreite der Teilnehmerinnen und Teilnehmer aufzeigen. Viel Spaß damit, ungelogen!

Florian Kessler und Kristof Magnusson

Anna Appel

Acuns Geschichte

Puls von 180, stockender Atem, beklemmendes Gefühl in der Brust, trübe Augen, magnetischer Magen – ein schwarzes Loch. Seine Finger zuckten nervös, als das gewohnte Surren ausblieb. Seine ausgestreckte, flache Hand blieb leer. Der Bankautomat hatte seine Karte eingezogen. Auf dem Display stand 11.24 Uhr.

Warum mussten ihn die Ziffern so hämisch angrinsen? Eins, eins, Punkt, zwei, vier. Das Fixieren auf ein Detail aus seiner Umgebung konnte sehr beruhigend wirken. Waren seine Gedanken gerade wirr oder extrem klar? Und liebte sie ihn? Diese Bauchschmerzen! Die liebten und umarmten ihn. Acun fühlte sich wie ein riesiger, kopfloser Kopf.

Er wollte sich kurz umblicken, um zu überprüfen, ob ihn jemand beobachtete. Eine Zehntelsekunde später überlegte er es sich anders, blickte sich also nicht um, weil er spürte, dass ihm alles egal war – außer dieser Frau. Und weil er gelernt hatte, dass es im Leben wirklich nicht darauf ankam, wie man nun vor dieser oder jener Person in dieser oder jener Situation dastand.

Kurz darauf trat er vor die Automatik-Schiebetür, ging nach draußen und lief einige Male um den Häuserblock - zunächst langsam, dann panisch und gehetzt, so als könnte er seine Gedanken einholen, wenn er nur schnell genug lief. Dann die Enttäuschung, die ihn ins Stadtzentrum führte.

Weshalb waren in dieser Straße drei Drogeriemärkte direkt nebeneinander angesiedelt? Er reflektierte, dass das ein Gedanke jener Sorte war, die er von früher recht gut kannte. Früher - als Langeweile noch eine Option war. Er lief an den Drogeriemärkten vorbei und bog links ab zum Brunnen in der Mitte des großen Platzes.

Vor dem Brunnen hockten zwei Männer. Der eine sah sehr heruntergekommen aus mit seiner zerfetzten Cordhose und dem fettigen, grauen Bart, welcher den dreckigen Kaffeebecher in seiner Hand beinahe streifte. Der andere, ein recht gepflegter Mann um die vierzig, lächelte vergnügt,

ebenfalls einen Kaffeebecher vor sich haltend. Der Becher des Heruntergekommenen war halb voll von Münzen, der des Gepflegten vollkommen leer.

Plötzlich überkam Acun ein enormes Verlangen, irgendetwas zu tun. Er wollte sich kurz umblicken, um zu überprüfen, ob ihn jemand beobachtete. Eine Zehntelsekunde später überlegte er es sich anders, blickte sich also nicht um… Er kramte einen Beutel aus seiner Tasche hervor - einen Beutel im Beutel, den er einfach nicht wegwerfen konnte, obgleich er ganz dreckig und zerschlissen war. Vielleicht weil er Raum schaffen konnte, wo keiner zu sein schien. Acun sehnte sich nach mehr Raum, mehr Kreativität, mehr Offenheit, mehr Mut und mehr Haltung! Er kannte Menschen, die alles dafür taten, peinliche Situationen im Leben zu vermeiden und deshalb vieles gar nicht erst versuchten.

In ungefähr zwei Metern Abstand von den beiden Kaffeebecher-Männern ließ er sich nieder, lehnte sich gegen die Brunnenmauer und hängte den Beutel über seinen rechten Unterarm. Er trug eine dunkle Jeans, ein dunkelgrünes Hemd und seine schwarzen Haare waren gepflegt, aber durcheinander. Sogleich bemerkte er die verstörten Blicke seiner Nachbarn: „Entschuldigen Sie bitte, ich möchte Sie nicht provozieren. Es spielt keine Rolle für mich, wie nötig Sie es haben. Ich sitze nur hier, weil ich momentan keine Kraft habe, irgendetwas anderes zu tun."

Der Heruntergekommene war taub oder hatte nicht zugehört, während der Gepflegte kurz nickte, jedoch keine Miene verzog. Ein Passant ließ im Vorbeilaufen ein hektisches „Geht arbeiten!" fallen. Acun blickte zu Boden, ein bitteres Schmunzeln auf den Lippen. Wie sehr er seine Arbeit doch liebte! Er brauchte etwas Zeit zum Nicht-Nachdenken, sah auf und sah sie.

Puls von 180, stockender Atem, beklemmendes Gefühl in der Brust, leuchtende Augen… Er war wie erstarrt. Sie trug einen kurzen, bunten Rock. Puls von 190. Ihr Gesicht war zart und ein bisschen schief und ihre Haare glänzten nussbraun im Sonnenlicht. Puls von 200. Sie wirkte so vollkommen und gleichzeitig nicht perfekt, irgendwie unglaublich stark.
»Acun, was tust du hier?« War sie freiwillig nähergekommen oder hatte sein Blick sie angesaugt?
»Acun?«, fragte sie erneut und man konnte ihr ansehen, wie überrumpelt sie war, ihn hier

anzutreffen. »Alles in Ordnung mit dir, Acun?«, rief sie nun lauter und bestimmter und zupfte dabei nervös am bunten Stoff ihres Rocks. Puls von 170. »Hallo, ich…« Acun spürte etwas Hartes in seinem Nacken. Zwei starke Hände packen ihn an und ziehen ihn zurück. Hinter ihm die Hände – Abstoßendes, das ihn anzieht. Vor ihm sie – Anziehendes, das zurückweicht. Die Dialektik der Welt? Die starken Hände bohren sich fester in seine Schultern, als er nicht reagiert und ziehen ihn mit sich fort. Ihr Blick ist wie versteinert: »Was wollen Sie? Lassen Sie ihn los!« Und ihre Stimme klingt zittrig und hart und wunderschön und brutal. Nun läuft sie hinterher, nach rechts in die Einkaufsstraße und an den Drogeriemärkten vorbei. Und ihm sind die Hände gebunden.

Nach ungefähr zehn Minuten machen sie Halt vor einem großen Backsteingebäude. Die beiden Männer schubsen Acun und er, unfähig, sich mit seinen Händen abzufangen, fällt auf die Knie. »Haben Sie hier gearbeitet?«, ruft der eine, auf das Backsteingebäude deutend. »Hier geschrieben?«, brüllt der andere. Acun sieht sich um. Sie kauert hinter ihm auf dem Boden. Ihr Gesicht berührt den Asphalt, gegen den sie wild atmet. »Ja, ich habe hier gearbeitet - hier geschrieben.« Ihr Kopf schießt in die Höhe und ihre Blicke treffen sich für einen viel zu kurzen und viel zu langen Augenblick.

Acun wollte sie wiedersehen und er hatte sie wiedergesehen. Beim Betteln, so dachte sie, aber das war ihm egal. Sie hatte ihn angesprochen, sogar nach ihm gerufen und ihn dadurch verraten.

Es war 12.04 Uhr. Der Rollladen war halb heruntergelassen, sodass sich das gleißende Sonnenlicht nur bis zur Schreibtischkante hin ausbreiten konnte. Heißer März in Mitteleuropa. Acun klappte seinen Laptop zu und lehnte sich zurück. Sein Magen fühlte sich irgendwie magnetisch an – wie ein schwarzes Loch. Nachdem er seine dunkelgrüne Tasche gepackt hatte, verließ er das Büro. Die anderen Türen, die von dem langen Gang abgingen, waren alle verschlossen. Seine Kollegen hatten die Redaktion sicher schon vor ein bis zwei Stunden verlassen. Die Wenigen, die es sich noch erlauben konnten, bei der Arbeit zu erscheinen. Konnte er es sich noch erlauben? Würde er jemals aufhören? Und warum war er noch hier? Vielleicht hoffte er, dass die Zukunft, seine eigene

und die seiner Kollegen, nicht so verlaufen würde wie in seiner Geschichte. Aus diesem Grund schrieb er noch.

Fabian Bader

Geschichte in schwarz-weiß

Heute war ein besonderer Tag und ich wollte die Pinguine sehen. Denn Pinguine sind grau.
So schnürte ich meine Stiefel, nahm zuerst den dunklen Mantel und zwei Blocks später, die weiße Bahn durch die Stadt zum Zoo.
Anständig zückte ich mein Streifenticket und stieg vorne beim Schaffner in die Nummer 2. Dort streckte ich dem Kontrolleur die Marke entgegen. Er reichte ungelöst zurück. Ich streckte sie ihm erneut und er war bereits mit dem nächsten Passagier beschäftigt. So nickte ich nur, doch auch hiervon nahm er keine Notiz: War ausgelastet, sprachlos Papier zurück zu händigen. Nie stempelte er.

Dieser besondere Tag würde nie vergessen werden. Richtig, ihn nicht mit Tinte zu besudeln und der Mann war ein Weiser, dachte ich. Dann setzte ich mich neben einen Fremden. Als ich ihn rauchen sah, drehte ich mir auch eine. Während ich die Fertige begutachtend auf Augenhöhe hielt, bot er mir eine industriell Gestopfte an. Ich zündete die meine.
Er suchte, fand meinen Blick und aschte mimelos auf den Hut des Vordermanns. Ich hielt seinen Grauen stand, zog stark an der Zigarette und tippte meine Asche ebenfalls in den Hut des vor uns Sitzenden. Abwechselnd, anfangs noch vorsichtig und heimlichtuerisch, jedoch von Haltestelle zu Haltestelle dreister werdend, den anderen ehrgeizig zu übertrumpfen wünschend, aschten wir fortan in die Hutkrempe. Der Fremde hatte angefangen.
Vom Ausstieg waren es nur wenige Schritte zum Zoo. Ich eilte, denn des Julis zum Trotz haderte das Sonnenlicht noch mit den Wolken.
Am Hauptportal waren kaum Menschen und ohne Anzustehen gelangte ich im Zick-zack - der samtschwarzen Absperrungen wegen - zu dem Mann in Uniform.
»Zu den Pinguinen?«, fragte er.
Ich nickte und reichte ihm einen sehr großen Schein.
»Sie sollen sehr schön sein. Die Pinguine«, sagte er hoffnungsvoll und gab mir passend zurück.
Die Pinguine befanden sich am Ende des Geländes, während auf dem Weg dorthin das Gehege der Affen lag. An deren Zaun traf ich viele, ehemalige Kommilitonen. Alle lungerten dort in

dunklem Mantel, mit schiefer Schiebermütze und Bart, der getrimmt werden hätte sollen. Je nach Bekanntheitsgrad begrüßten wir einander mit Kopfnicken oder schweigendem Händeschlag.
Wir starrten nun den Affen hinterher, wie sonst den Frauen in ihren Feinstrumpfhosen aus Frankreich. Abwechselnd, ohne erkennbare Regelmäßigkeit rauchte jemand. Hin und wieder musste einer austreten.
Die Affen starrten ständig zurück, durften hier aber nicht rauchen. Einmal, gegen späten Mittag, warf der größte unter ihnen mit seinen Exkrementen nach uns.
»Ich wollte zu den Pinguinen. Sie sind grau«,
sagte einer neben mir
und alle antworteten:
»Ich auch.«
Bei Dämmerung ging ich ebenfalls austreten, kam zurück, mein Beutel Tabak verging und der Tag verneigte sich. Verschwand höflich für immer.
So wurde es Abend, damit kalt und der Mond rückte näher.
»Ich hätte gerne die Pinguine gesehen«, dachte ich.
Die anderen stimmten ein:
»Ich auch.«

Ohne Abschiedsworte verließ ich meine Kommilitonen, die Affen und den Zoo. Steuerte Richtung Stadtkern und suchte mir eine Bar mit Fernseher. Die Straßen waren überfüllt, das Pflaster zwischen eiligen Beinen kaum mehr auszumachen. Es kam zu hektischen Zwischenfällen, denn alle Passanten spähten nach dem Mond - welcher uns heute so nahe schien.
Schlussendlich betrat ich ein Lokal, in dem ich nie zuvor gewesen war. Ein Ecktisch mit Blick auf das Fernsehgerät schien unbesetzt. Beim Wirt bestellte ich ein Tagesgericht, ein Bier, eine Zigarette. Letztere zog er gleich aus der Brusttasche und zeichnete ein Z auf einen Bierdeckel.
Wenig später kam er wieder, das Bier in der Hand.
»Aus München«, sagte er mit Stolz auf der Trinkernase. Ich zog anerkennend an der Zigarette und fügte hinzu:
»Lassen sie mir noch drei davon da, es wird sicher voll, an so einem Abend.«

Feinsäuberlich legte er mir drei weitere mit dem Ende parallel zur Tischkante und machte ebenso viele Striche unter dem Z.
Trinkend und rauchend reflektierte ich nun den Tag. Stagnierte dabei am Gehege, auf das der Mond nun seinen Schatten warf. Doch bevor ich zu sehr schwarz versank, setzten sich zwei Fremde zu mir und baten um Feuer.
Von hier entzweite sich meine Aufmerksamkeit. Ein Part folgte dem Gespräch der beiden Fremden, der andere begann mein Ummichherum wahrzunehmen.
»Ob es klappen wird«, wollte Simon links wissen.
Im Restaurant war nun kein einziger Platz mehr frei. Der wenige Raum über den Köpfen wurde von Zigarettenschwaden aufgefüllt.
»Nixon kann sich einen Rückschlag nicht leisten. Jetzt nicht mehr«, darauf Garfunkels Antwort rechts.
Eine Frau in Bleistiftrock, vielleicht zu jung für den Drink in der Hand, zupfte ungeduldig und ungewollt lasziv ihre Strumpfhose zu recht.
»Der Landeplatz wurde heute bekannt gegeben: *Sea of tranquility.*«
Und daran versank ich - an diesem besonderem einem Abend - versank in schwarz, einem still und fein gewebten Meer aus Nylon, auch Verheißung,

»*T minus three minutes encounting*« übertönte es unsere Geschwätzigkeit aus dem Fernseher. Jeden, den Wirt, die beiden Fremden, die Frau und mich bannte es auf die Übertragung. Es wurde unangenehm still, Zigaretten qualmten, ohne dass sie geraucht wurden, Zeit verging nun anders.

In meilenweiter Ferne war die weiße Lanze Amerikas zu sehen, senkrecht in den Himmel blickend. Königlich, mich einschüchternd stach sie aus dunklem Hintergrund. 9:29 AM. stand oben rechts in die Wolken geschrieben; 3 AM. hier, jetzt, in Deutschland. »*T minus two minutes to lift off*«, berichtet der Fernsehsprecher, der Mastercomputer übernehme nun. Erster Rauch bildet sich um die Rakete. Ein Wissenschaftler im Fernsehgerät dreht seinen Bleistift zwischen den Fingern und beißt sich auf die Unterlippe. Die junge Frau an der Bar greift nach der Hand des Wirts, während die Fremden neben mir so so leise, dass es nur für mich sein kann, anfangen zu singen:

»*The chief operator wishes faith, to the neon god they made.* Darüber thront Apol-lo 11, neuer Gott - Technik,
beginnt zu zittern, zu grollen.
Feels good Armstrongs letzter Satz - auf Erden.
T minus 30 seconds to lift off. Guidance is eternal.
The flight to land first men on moon, disturbs our sound of silence«
Grollen verfängt sich in der Stille, die immer aufdringlicher wird, mich mit aller Kraft auf meinen Sitz drückt. Die letzten, heruntergezählten Sekunden verschwinden in unendlichem und endlosem Rauch. Der Antrieb qualmt gigantische Mauern an den Boden, verschluckt kurzfristig den Ton.

Ein Greifarm nach dem anderen löst sich von der Rakete, gibt überwältigende Macht frei. Die beiden Fremden echoen den Klang der Stille; bis ein augenzerreißender Lichtblick die Wolken teilt. Grellweißes, amerikanisches Feuer verbrennt die Welt, während Apollo 11 sich majestätisch - über uns alle - in die Luft erhebt.
Sie steigt immer weiter, weiter, »*we have a lift off*«, verlässt uns, als gleißend leuchtender Kegel. Licht verschwindet im All.
Was uns bleibt: turmhoher, düsterer Rauch am Boden. Trotzdem, ich kann viel erkennen in diesem Rauch.

Am nächsten Tag wollte ich die Pinguine sehen. Denn Pinguine sind grau. Deshalb wieder Stiefel, mein Mantel der Wolken wegen und die Nummer 2. Ein Kontrolleur stempelte, irgendwo rauchte jemand. Ich vorerst nicht. Doch meine Hände zitterten mit jeder Haltestelle schlimmer und ich musste mich eines kleinen Jungen gleich, zwingen ruhig sitzen zu bleiben. Heute war der Tag: »*we have a lift of*« stand in der Zeitung, der Mensch erfolgreich auf dem Weg zum Mond. Ein kleiner Schritt für mich zu den Pinguinen. Beschwichtigend drehte ich mir eine Zigarette. Ich hielt sie senkrecht, mit dem Ende nach unten vor mich und zündete. Sie fing Feuer. Brannte zu schnell Richtung Finger, worauf ich sie panisch fallen ließ. Fiel auf den Sitz. Ein Mitfahrer schaute verärgert auf den Brandfleck. Und ich verstummte mitten im Satz »*I have a lift off*«.

Die wenigen Schritte zum Zoo rannte ich – das Gefühl, Zeit wieder gut machen, gestern einholen zu müssen. Erneut gab es keine Schlange zum Wärter, Zick-zack, das Geld passend in der Hand.
»Zu den Pinguinen?«, konstatierte dieselbe Uniform, wie gestern. Setze spöttisch nach:
»Sie kennen den Weg ja.«
Und lachte laut aus.
»Jeder kann zu den Pinguinen«, schrie ich den Wächter an.
Dieser warf mir einen mitleidigen Blick zu und antwortete hoffnungslos:
»Sie sollen sehr schön sein. Die Pinguine. Sie müssen nur den Weg entlang, am Gehege der Affen vorbei.«
Mit pochender Schläfe löste ich mich von ihm und schritt zügig von dannen. Weiter, einfach weiter.
Bis zum Käfig der Affen. Wieder vegetierten auf dem Weg die dunklen Mäntel, oben auf die Schiebermützen. Sie standen dort, wie gestern, in exakt gleicher Formation. Kein Barthaar war gekürzt. Einer sang so, so leise das Lied der Fremden.
Ihre Augen gefesselt auf das Gehege, nickte man mir wortlos zu und versank wieder im Gegebenen. So ging auch ich – nur für kurz – dichter an die Gitterstäbe heran, hinter denen uns die Affen anstarrten.
Die Affen, es waren allesamt schwarze Schimpansen, saßen dicht gedrängt um ihr größtes Tier. Das Alphamännchen verschaffte sich von Zeit zu Zeit wild ausschlagend genügend Platz. Wenig später rückten die Anderen erneut an es heran.

Nie ließ das Alpha uns aus seinen Augen.
Nie ließ ich es aus den Augen.
Einmal war mir, als habe ich die Pinguine rufen hören und am Himmel, da strahlte der Mond.

Schweden wäre stolz auf dieses Wohnzimmer. Oder wenn nicht Schweden, dann zumindest das Marketing-Team von Ikea. Mir gefällt es nicht. Ich nehme einen tiefen Schluck von meinem zu warmen Rotwein, dessen saurer Geschmack an meinen Zähnen kleben bleibt. Ein paar rote Tropfen versickern in meinem Bart, aber das hat niemand gesehen. Die Stimmung scheint gut zu sein. Irgendjemand macht einen Witz und alle lachen. Ich habe den Witz nicht gehört. Neben mir plumpst ein blonder Pagenkopf auf EKTORP.

»Na was geht?« Sie grinst mich mit rotweinblauen Lippen freundlich an. Was sagt man auf diese Frage? Ich entscheide mich für »gut« und hoffe, dass sie das gelten lässt. Anscheinend war es die richtige Antwort, denn das Rotweingrinsen wird breiter und sie redet weiter. Sie scheint keine Antwort zu erwarten, aber ganz sicher bin ich mir nicht. Trotzdem ziehe ich es vor, die anderen Gäste zu beobachten. Am Esstisch sitzen drei Pärchen, die sich über den Autokauf unterhalten. Ein großer Typ, der im schwarzen Rollkragen aussieht, als würde er für das Biopic von Colin Firth vorsprechen, doziert über die Vorteile von Isofix. Zwei Mädchen am auf dem Fensterbrett streicheln eine Katze.

»Und wen kennst du hier? Ich habe dich noch gar nie gesehen.« Blondie rückte näher zu mir und legt mir vertrauensvoll die Hand auf den Oberarm. Eine Wolke aus Rotwein und Chips – ungarisch tippe ich – schlägt mir entgegen.
»Beide eigentlich.« Ich überlege, ob es sich lohnen würde, meinen Platz auf dem Sofa aufzugeben, um Blondie, die ich schon auf zwei Geburtstagen und einer Examensfeier getroffen hatte, zu entkommen. Ich exe den Merlot und will gerade aufstehen, um ein neues Getränk zu organisieren, als sie ins Zimmer kommt. Sie sieht umwerfend aus. Viel besser als Justus eigentlich. Obwohl es November ist, trägt sie ein rotes Sommerkleid mit Blumen. Ihr Blick wandert durch das Wohnzimmer und bleibt an uns hängen.

»Tim! Frieda! Wie geht es euch? Gefällt euch die Party?« Ihre Lippen sind auch rot, aber von L'Oréal, nicht von Rotwein.

»Ja, tolle Party! Die Wohnung ist richtig schön geworden«, beteure ich.
»Danke nochmal für deine Hilfe mit der Couch! Das hätte ich ohne dich wirklich nicht geschafft. War ja klar, dass Justus wieder länger arbeiten musste!« Ich winke ab, aber ich spüre, wie meine Wangen heiß werden und das ärgert mich. Ich blicke hinab auf den leeren Boden meines Glases.
»Ganz schön heiß hier«, sage ich stattdessen. »Können wir ‘mal ein Fenster aufmachen?«
»Echt, finde ich gar nicht«, wirft Blondie ein und kichert hässlich. Ich versuche mit meinen Blicken ein Loch durch die Wasserstoffhaare in ihren Hinterkopf zu brennen.
»Nadja, hast du mal eben einen Korkenzieher«, ruft Colin Firth durch den Raum.
»Sorry, bin gleich wieder da.« Sie lächelt uns ein letztes Mal zu, dann lässt sie mich wieder mit Blondie zurück.
»Ich gehe mal Nachschub holen«, deute ich auf mein leeres Glas und ergreife die Flucht.

Die Tür zur Küche steht offen und verströmt den Geruch nach frisch Aufgebackenem. Ein paar Leute stehen mit Papptellern in der Hand am Tresen und unterhalten sich. Die drei Gläser Rotwein lassen meine Augenlieder schwer werden. Wie von selbst tragen meine Füße mich an der Küche vorbei, den schmalen Gang entlang zur Tür am Ende des Flurs. Letzte Woche habe ich noch geholfen, ein Bettgestell dort zusammenzuschrauben, aber heute fühlt es sich irgendwie verboten an, als sich meine Finger um die kalte Klinke legen. Ein leises Klicken und schon schwingt sie auf. Ich husche hinein und schließe die Tür hinter mir. Was sage ich, wenn jemand hereinkommt? Den Weg zur Toilette nicht gefunden?

Die kalte Luft ist eine willkommene Abwechslung zum überhitzen Wohnzimmer. Vorsichtig setze ich mich auf die Bettkante, um die sorgfältig drapierte Tagesdecke nicht zu zerknittern. Ohne dass ich mich bewusst dafür entschieden hatte, streichen meine Finger über den Seidenstoff. Kühl und abweisend gleitet er durch meine Haut, als würde er davonschwimmen. Nicht mehr warm, weich und mit ausgeblichenen Sternchen drauf, so wie Justus alte Bettwäsche. Kurz bin ich versucht, zuzugreifen, dann fällt mir zum Glück selbst auf, wie peinlich das ist, auch wenn ich alleine bin. Von der Wand gegenüber starren mich hundert Augenpaare an. Eigentlich nicht hundert, sondern nur zwei. Eins blau, eins braun. Für alle Ewigkeit in einer riesigen Collage aus Spanplatten und Glück gefangen. Wandern im Sandsteingebirge. Pärchenurlaub in Barcelona. Ein Bild unter dem

Weihnachtsbaum. Ich trete näher heran. Die ältesten Fotos sind über drei Jahre alt. Da kannte ich Nadja noch gar nicht richtig. Ihre Haare waren früher länger. Und sie war ein bisschen dicker. Und daneben er. In Badehosen, im Anzug und immer mit dem gleichen stolzen Lächeln, so als hätte er gerade etwas Großartiges vollbracht. Er hat sich in den letzten zwölf Jahren nicht viel verändert. Die Haare sind kürzer geworden und die Locken verschwunden. Seine Schultern sind jetzt auch breiter. Früher war er immer ein bisschen schmächtig. Ich glaube die Mädchen mochten das damals in der Schule, aber Justus hat es immer gehasst und ist wie verrückt ins Fitnessstudio gerannt.

Ein leises Klicken. Ich fahre herum und starre in blauen Augen, die mir eben noch von der Sagrada Família entgegen gestrahlt hatten.
»Was machst du hier?«
Ich bin nicht ganz sicher, ob er erfreut oder genervt klingt. Der Rotwein hilft mir nicht gerade, die Lage besser einschätzen zu können.
»Ähm, ich…«, stammle ich und entscheide mich dann, gar nichts zu sagen. Was auch. Er macht einen Schritt ins Zimmer und schließt die Tür hinter sich.
»Wie geht's dir denn?«, fragt er konzentriert auf einem unsichtbaren Fleck auf seinem Jackett herumwischend.
»Ganz gut… denke ich. Und dir?«, frage ich und lasse mein immer noch leeres Weinglas von einer Hand in die andere wandern.
»Ja toll. Alles bestens. Job ist stressig, aber sonst alles super.« Er schweigt. Ich auch.
»Super«, sage ich irgendwann, aber merke selbst, wie bescheuert das klingt. Eine schwarze Haarsträhne ist ihm ins Gesicht gefallen. Wie von selbst hebt sich meine Hand, um sie wegzuwischen. Doch noch bevor ich ihn berühren kann, packt er meine Hand. Fest. Aber nicht hart.
»Was machst du, Mann?« Seine Stimme klingt seltsam. Zum ersten Mal an diesem Abend sieht er mich richtig an. Seine Augen sind zusammengekniffen. Blau und Schwarz vermischen sich. weiß nicht, was ich sagen soll. Weiß nicht, was ich sagen will. Will nur noch raus.
Dann sagt er etwas.
»Es tut mir leid. Sag ihr nichts. Bitte.« Heißer Atem in meinem Nacken.

Die Hitze des Wohnzimmers umfängt mich wie die Umarmung einer ungeliebten Großtante. Heiß, stickig und unausweichlich. Ich spüre wie meine Backenzähne aufeinander malmen und meine Kiefermuskeln zu einem breiten Lächeln versteinern. Ich greife nach der ersten Weinflasche, die mir begegnet und fülle mein Glas bis ganz oben.
»Hey, lass‘ und auch noch was übrig«, lacht Colin Firth und schlägt mir freundschaftlich auf die Schulter. Verblüfft stelle ich fest, dass ich ihm zuproste. Er lacht. Die anderen lachen. Auf einmal lacht die ganze Party und im Radio läuft Wonderwall.

In Deutschland

1 – In Deutschland

Routiniert wusch Kasia die runzelige Haut. Nicht zu schnell, aber schnell genug, das hoffte sie. Sie hob den Arm an, der sich weiter von ihr entfernt befand. Die spärlichen Achselhaare klebten an der papiernen wirkenden Haut. Kasia griff Frau Kessel unter die Achseln und hob sie an. An guten Tagen stand die alte Frau noch fast selbst. Hintern, Beine, Füße und wieder anheben. Aus der Wanne zu kommen war fast noch schwieriger als hinein. Der Rollstuhl stand im Bad, den langen Flur bis zu ihrem Schlafzimmer schaffte Frau Kessel nicht mehr. Das Nachthemd lag zusammengefaltet auf einem Hocker bereit. Als Kasia es anhob, zerfloss der weiche Stoff in ihren Händen. Wie viel es wohl gekostet haben mochte? Ein Wochen- oder gar ein Monatslohn von ihr? Kasia kniff die Lippen zusammen und hob den kostbaren Stoff vor das Gesicht der alten Frau. Frau Kessel lächelte.

2 – Daheim

»Und die ganz hinten auch, nicht vergessen! – Ach, gib noch einmal her, ich mache das.« Marzena sah, dass die Kleine sich nicht mehr richtig konzentrierte. Willig gab Paulina die Zahnbürste ab. Sie spuckte den weißen Schaum müde ins Waschbecken – eine Aufgabe, die sie an den meisten Abenden mit Hingabe erledigte. »Liest du mir noch etwas vor?«, fragte sie leise, aber mit hoffnungsvollen Augen und so eindringlich, wie es nur Kinder können, die wissen, dass sie sonst nicht einschlafen können. »In Ordnung.« Marzena legte die Zahnbürste weg und strich der Kleinen über die blonden Haare, die für die Nacht zu einem langen, dünnen Zopf geflochten waren. Auch sie war müde. Wenn ihre Enkelin bei ihr wohnte, weil ihre Tochter zum Arbeiten in Deutschland war, waren die Tage besonders anstrengend.

3 – In Deutschland

Kasia klatschte sich mit der Handfläche kaltes Wasser ins Gesicht. Sie sah in den Spiegel: Ein wenig Make-up und Rouge, und sie wäre doch eigentlich ganz hübsch. Doch die Tuben und

Fläschchen standen auf der Anrichte der kleinen Wohnung in Gliwice, hier waren sie nicht nötig. Kasia versuchte ein Lächeln, doch in dem ungeschminkten Gesicht wirkte es verquollen und falsch.

Sie klopfte laut an die Tür nebenan. »Guten Morgen, Frau Kessel!« Betont gut gelaunt öffnete Kasia den Kleiderschrank. »Heute können wir die blaue Bluse anziehen?« Unbeteiligt ließ die alte Frau es geschehen, dass Kasia ihre Arme in die kurzen Ärmel stopfte und die Bluse über dem Unterhemd zuknöpfte. Im Rollstuhl schob sie die alte Dame auf die Terrasse, ans Kopfende des Holztisches, wo kein Stuhl stand. Ihr Sohn Robert saß mit einer aufgeschlagenen großformatigen Zeitung am anderen Ende, von seinem Gesicht waren nur der obere Rand der Brille, die Stirn und die grauen, lichter werdenden Haare zu sehen. Er blickte auf. »Guten Morgen, Mama!«, sagte er mit deutlicher Stimme und lächelte Kasia flüchtig zu, es sollte wohl dankend sein.

In der Küche bereitete Kasia zwei Tassen Kaffee vor. Die eine stellte sie vor Frau Kessel ab, die andere platzierte sie vorsichtig unterhalb der aufgeschlagenen Zeitung. Wieder erntete sie ein schiefes Lächeln. Und dann spürte sie eine Hand irgendwo an der Stelle zwischen ihrem Rücken und ihrem Hintern. Nicht zupackend, mehr tätschelnd, und sehr fremd. Vom Steißbein aus versteifte sie sich, ihre Brust zog sich zusammen. Die Hand blieb, leicht und doch überdeutlich spürbar. Kasia verkrampfte und drehte sich fast fluchtartig von der fremden Berührung weg. Sie ging um den Tisch zu Frau Kessel, umfasste deren Tasse mit beiden Händen und fühlte die Temperatur des milchigen Kaffees.

4 – Daheim

Ihr Blick fiel an der Bettkannte vorbei auf die Klamotten, die hastig ausgezogen auf dem Boden lagen: Ihr biederes Kostüm war von seiner weißen Arbeitshose bedeckt, darauf die hautfarbene dünne Strumpfhose. Ganz ähnlich lagen sie beide nach dem Sex immer nebeneinander, ohne ein Wort zu sagen, während die Gefühle langsam abebbten. Sie hatte vorher nicht gewusst, dass sie genau das gesucht hatte. Vorher, also bevor sie Mariusz kennengelernt hatte und in einem Anflug von Übermut mit ihm nach Hause gegangen war. Sie wusste seit einigen Wochen, dass er eine Frau hatte. Es quälte ihn sichtlich, dass er seine Ehefrau betrog, die in Deutschland als

Altenpflegerin arbeitete. Vielleicht hatte er gehofft, die Affäre damit zu beenden, dass er es ihr sagte. Doch zu ihrer eigenen Überraschung störte es sie nicht. Sie war froh, ihm wenigstens für kurze Zeit einen Teil seiner Sorgen nehmen zu können, und wenn es nur war, während sie miteinander schliefen.

5 – In Deutschland

Kasia klickte auf den roten Hörer, das mühsam aufrecht erhaltene Lächeln verschwand aus ihrem Gesicht und sie schloss die Augen. Sie spürte die weißen Wände in dem kleinen, fremden Zimmer fast körperlich, die ihr kühl mitteilten, dass sie in Wirklichkeit alleine war. Paulina genoss den Sommer, wohnte seit heute wieder bei ihrem Vater. Sie erzählte von den Himbeeren in Oma Marzenas Garten und von Radek, den sie vor zwei Wochen auf dem Spielplatz kennengelernt hatte. Sie war aufgedreht gewesen, doch Mariusz hatte sie schließlich freundlich, aber bestimmt ins Bad geschickt. Er hatte dann nicht viel erzählt, nächste Woche würde der Rohbau fertig sein. Marek hatte sich noch nicht bei ihm gemeldet, es sah schlecht aus. Auch Kasia erzählte wenig, ihr freier Nachmittag im Monat war erst nächste Woche. Sie hatten sich angesehen, über die Webcam, über den Computerbildschirm, eine Zeit lang, und als sie es nicht mehr aushielten, hatten sie beschlossen ins Bett zu gehen. Kasia öffnete die Internetseite von Eurolines. Die Busverbindungen wurden mittlerweile bis zum 28. September angezeigt. Kasia schloss den Browser. In wenigen Tagen würde sie buchen können, Freitagabend, 16 Stunden nächtliche Busfahrt in eineinhalb Monaten, ihr Lichtblick. Zu dem Ort, an den sie gehörte.

Bernhard Heckler

Der Weg zum Buch

Der Weg zum Buch ist gesäumt von einleitenden Worten wie prekär, gering entlohnt, unsicher, Taxifahrer. Gefolgt von Durchhalteparolen wie: Aber der Stuckrad-Barre hat es doch auch geschafft. Erstickt von Einwänden wie: Schon, aber die 3000 anderen, die gleichzeitig gescheitert sind, haben wir jetzt gerade nicht auf dem Zettel.
Wenn mich Leute fragen, was ich machen und wer ich sein will, sage ich meistens sowas wie Journalist, vielleicht mal ein Buch schreiben, aber ganz wichtig auch bewusst leben, das gesellschaftliche Leben mitgestalten, Zufriedenheit lernen. Fakt ist aber: *Ich will Schriftsteller werden. Mein Werk soll so monumental sein, dass ich in öffentlicher Bewunderung ertrinke. Jedes literarische Quartett der Welt soll vor mir niederknien und mich preisen als den neuen Heiland der Gegenwartsliteratur.*
Aber ich entschieden zu stabil, zu wenig bipolar und nicht synästhetisch genug, um zum ADHS-gestörten Wunderkind zu taugen. Ich bin sozusagen ein Anti-Benjamin-von-Stuckrad-Barre. Der Kampf gegen die Gewöhnlichkeit in mir drin und um mich herum ist bisweilen so zehrend, dass ich zu gar nichts mehr sonst komme. Zum Beispiel zum Schreiben, was möglicherweise förderlich für die Weltkarriere wäre.

Immerhin lese ich, manisch, viel, kreuz und quer. Hörbücher höre ich auch, versuche, von den Meistern zu lernen. Von Martin Walser zum Beispiel. Aber dem kann man ja nicht zuhören, wie der ins Mikrofon reinpredigt. Wie er jedes R rollt, als hinge sein Leben davon ab. Überhaupt, wie kann man so eine greise Stimme haben? Wenn Walser liest: Aberrr dann errr, hinterrr ihrrr herrr, aberrr sie, berrreits forrrt, dann kann man ihn sich nicht anders als mit weiß wuchernden Ohren-, Kopf- und Nasenhaaren, verwirrt und nach Mottenkugeln riechend, in einem ausgebeulten, karierten Jackett an einem dunkelbraunen Wohnzimmertisch mit Stuckdeckchen sitzend vorstellen. Er gehört zu den Leuten, die gefühlt schon immer alt waren. Der jüngste Walser, den ich mir vorstellen kann, ist ein Walser genau in dem Schwellenalter, bei dem man nicht weiß, ob man ihm eine Freude macht oder ihn beleidigt, wenn man ihm in der S-Bahn seinen Platz anbietet.

Ich weiß nicht, ob ich überhaupt in der Lage bin, ein monumental großartiges Buch zu schreiben. Ich ahne es, das ja, aber ich weiß es nicht. Und monumental großartig muss es schon sein, alles andere würde schlecht mit meinem Selbstbild korrespondieren. Wenn jemand beispielsweise sagt: Du musst ja nicht gleich der neue Günther Grass werden, mal ein guter Krimi, mal ein lustiges Sachbuch, das ist doch auch befriedigend. Dann bin ich raus aus der Unterhaltung und auf dem Weg in die innere Emigration auf mein Eiland der Großartigkeit, wo alles Mittelmaß sanft weggespült wird von der Milch und dem Honig, die dort fließen.

Verdammter Stuckrad-Barre. Ich hasse es, dass ich ihn bewundere. Unablässig martert mich die Frage: Wie kann ich es ähnlich weit bringen? Wie kann ich zum nächsten Stuckrad-Barre werden? Der ist Pastorensohn und hat viel von dem Tiefgründigkeitszwang und der Problematisierungsobsession bei sich zuhause geschrieben, das immerhin gab es bei mir auch. Allerdings entstamme ich, im Gegensatz zu Stucki, einem Matriarchat. Er hat den Pastoren-Vater, ich habe die Osteopathen-Mutter. Vielleicht fange ich bei ihr an.

Meine Mutter

(Und der Tod)

Meine Mutter fühlte sich grundsätzlich zuständig für das Agenda-Setting beim sonntäglichen Abendessensritual. Meist rechtzeitig zur Hauptspeise gelangte sie zu ihrem Lieblingsthema – dem Tod. Der Tod war ein dermaßen großes Faszinosum für meine Mutter, dass sie jede seiner Facetten leidenschaftlich beleuchtete. Eine exemplarische Szene:
»Ich war gestern bei der Beerdigung von der Kindsmüllerin.«
Weibliche Personen betitelte sie gerne mit der femininen Version ihrer, bevorzugt bayerischen, Nachnamen: Schrazlseherin, Donisslreiterin, Bichlerin. Kindsmüllerin.
»Und dann stellt sich da ernsthaft der Neffe hin und sagt, wie toll und nett die als Person war.«
Ungläubiger Ich-fasse-es-nicht-Blick in die Runde.
»Die war nicht nett! Die Frau war die Geißel der Menschheit!«

Meine Mutter ist des Bayerischen nur eingeschränkt mächtig, doch sie hält die Verwendung des bayerischen Dialekts bis heute für ein geeignetes Mittel zur Steigerung der Glaubwürdigkeit, besonders bei der Diskussion streitbarer Themen. Sie benutzt dabei nicht selten Wörter, die bayerisch klingen, tatsächlich jedoch Teil einer Fantasiesprache sind, die außerhalb unseres familiären Kosmos niemand versteht.

Ein hervorragendes Beispiel: Das Wort »Schnaderhüpferl«. Meine Mutter umschrieb damit einmal den heimlichen Beischlaf zweier Jugendlicher auf einem Heuboden. Die selbstverständliche Benutzung des Wortes »Schnaderhüpferl«, dieser linguistisch meisterhaften Dada-Parodie des bayerischen Dialekts, ließ den Freund meiner Schwester, den einzigen echten Bayern am Tisch, vor Fassungslosigkeit sein halbes Getränk ausprusten.

Nachdem meine Mutter weitere fünf bis zehn Minuten ihren Unmut darüber kundgetan hatte, warum niemand auf der Beerdigung von der Kindsmüllerin klipp und klar gesagt hat, dass es eigentlich ganz gut ist, dass die alte Hexe ins Gras gebissen hat, schaltete sie einen Gang hoch, indem sie mich völlig abrupt mit der Frage konfrontierte:
»Du, wie stehst du eigentlich zum Tod? Was macht der mit dir?«
Ohne sich weiter mit meinem Gestammel aufgrund der grotesk komplexen, unmöglich zu beantwortenden Frage aufzuhalten, fuhr sie unbeirrt fort:
»Also, ich will ein ordentliches Grab haben. Der Walter, Gott hab ihn selig, wollte verstreut werden. Aber ich will einen richtigen Grabstein, wo ich hingehen kann! Ist doch bescheuert, wenn man keinen Ort hat, wo man hingehen kann, um an jemanden zu denken.«
Nach weiteren zehn Minuten Monolog über das Für und Wider von Bestattungsalternativen unterbrach sie sich selbst:
»Also, seid's mir nicht böse, aber ich will jetzt blödschauen.«
Mit blödschauen ist der Konsum anspruchsloser Fernsehunterhaltung gemeint, wahlweise Rosamunde Pilcher oder Inga Lindström, manchmal auch der Tatort, aber nur der mit dem Liefers.

War das jetzt schon Literatur? Vielleicht sogar das erste Kapitel von einem Sensationsdebüt? Der junge Mann mit dem sorgsam gepflegten Bart blickte von seinem Papierbogen auf und sah in die ergriffenen Gesichter des Publikums. Den ausnahmslos wunderschönen Frauen in der ersten Reihe rannen Tränen der Bewunderung über die grazilen Wangenknochen. Die Männer musterten ihn mit einer Mischung aus Neid und Verehrung. Der junge Mann wusste, er war auf dem richtigen Weg.

Das Kochbuch fürs Leben

Vorspeise

»Das Kochbuch fürs Leben« ist ein 1957 erschienenes Buch, das damit wirbt, auf seinen 536 Seiten über 1000 erprobte Rezepte aus deutscher Küche zu beinhalten. Es besaß einmal einen Schutzumschlag mit dem Foto einer Nudel-Gemüse-Suppe, der aber viel zu früh irgendwo auf dem Weg von San Francisco nach Gravenbruch verloren gegangen ist. Die darunter liegende gelbe Leinenbindung hat den Schmutz der Jahre und das Fett unzähliger Kochstunden aufgenommen und hält in ihnen jede Erinnerung an längst abgerissene Häuser, verstorbene Menschen und vergessene Gefühle fest. Ein paar der Seiten haben sich gelöst, sind aber auf den tausenden Kilometern des Lebens von Josephine Schuster nicht verloren gegangen, sondern wurden vielmehr von handgeschriebenen und mit Schreibmaschine verfassten Rezepten aus aller Welt ergänzt.
All diese Rezepte bilden das Kochbuch eines Lebens; des Lebens von Josephine Maria Schuster, geborene Hacklberger, das auf den nachfolgenden Seiten kulinarisch erzählt werden soll.

Gang I: 1935 - 1950

KANINCHENEINTOPF

GRÖBENZELL, NIEDERBAYERN

Zutaten für Eltern, ihre 5 Kinder sowie eine Nichte und einen Neffen, die wegen des Krieges ins Dorf geschickt werden

1,5 kg Kaninchenklein (oder Alternative, siehe Tipp)
4 Zwiebeln
3 Möhren
8 Kartoffeln
2 Sellerie
1 Bund Petersilie

etwas Öl

etwas Salz

etwas Pfeffer

1 Das Kaninchen der zweitjüngsten Tochter nehmen. Am besten ohne dass sie es mitbekommt, denn sonst fließen viele Tränen. Vom Nachbarn schlachten und enthäuten lassen. Ausweiden und die verwertbaren Teile verwenden.

2 Das Fleisch zerschneiden und sehr gut waschen. In einem großen Topf mit Wasser bedecken. Pfefferkörner dazu geben und zum Kochen ansetzen.
Bei kleiner Flamme etwa 45 Minuten kochen lassen, öfter abschäumen.
Die Dauer kann auch verlängert werden und das mit dem Abschäumen kann man absolut vernachlässigen, wenn gerade der umliegende Wald Ziel eines Luftangriffes ist.

3 Sellerie, Möhren und Zwiebeln grob hacken und in Öl andünsten. Derweil von den Kindern die Kartoffeln schälen und würfeln lassen. Die Kartoffelstücke dazu geben. Alles gut durchschwitzen lassen. Kaninchenbrühe durchseihen und zum Gemüse gießen.

4 Das Fleisch von den Knochen lösen, klein schneiden und ebenfalls zur Suppe geben. Alles nochmals aufkochen lassen, vom Feuer nehmen, Petersilie gehackt untermischen. Mit Salz abschmecken. Servieren.

5 Das Gericht muss nicht gegessen werden, wenn es sich dabei um das eigene Kaninchen handelt. Auch wenn die gesamte Familie es isst. Nur wenn der Hunger zu groß ist, ist es ratsam, die eigenen Gefühle zu vergessen und sich der Not der Situation zu ergeben. Nicht umsonst sage man ja, dass Liebe durch den Magen gehe, wie der Vater trocken kommentiert.

Variante

Falls keine Zwiebeln, Karotten, Kartoffeln oder Sellerie vorrätig sind, kann auch jedes andere Gemüse verwendet werden. Oder man lässt es einfach weg.

Tipp

In schweren Zeiten kann das Kaninchen durch Katze ersetzt werden. Damit der Tausch nicht bemerkt wird, empfiehlt es sich, den Kopf abzutrennen und die Läufe zu kürzen. So kann das Tier problemlos in der Nähe der Kinder aufbewahrt und gemeinsam mit ihnen zubereitet werden. Verschwindet die eigene Katze, ist eine wahrscheinliche Erklärung, dass sie eingefangen und gegessen oder weiterverkauft wurde.
Beim Einkauf ist entsprechend darauf zu achten, dass das Fleisch auch tatsächlich Kaninchen ist und nicht die etwas schlechter schmeckende Katze.

[…]

Zwischengang I

1950 hatte Josephine das *Kochbuch des Lebens* geschenkt bekommen, in der Hoffnung, dass eines Tages ihre Steaks nicht mehr so zäh sein würden wie Leder.

[…]

Gang II: 1951 - 1959

UMGESTÜRZTER ANANASKUCHEN MIT KIRSCHEN

FÜRSTENZELL, NIEDERBAYERN

Zutaten für 2

4 Eier

2 Tassen Zucker

3 Tassen Mehl

250 g Butter

1 Tasse Ananassaft

2 Päckch. Vanillezucker

1 Päckch. Backpulver

1 Dose Ananas in Scheiben

Maraschino Kirschen

Reicht für eine Backform mit einem Durchmesser von 28 cm

1 Die Ananasscheiben abtropfen lassen und den Saft auffangen.

2 Butter im Topf schmelzen und anschließend etwas abkühlen lassen. Währenddessen die Backform gut einfetten. Den Ofen auf 180°C vorheizen.

3 Mehl und Backpulver vermischen. Zucker, Vanillezucker, Eier, Ananassaft und die zerlassene Butter unterrühren. Alles sehr gut vermengen.

4 Etwas braunen Zucker auf den Boden der eingefetteten Form streuen, sodass der Boden gut bedeckt ist. Die Ananasscheiben nebeneinander auf dem Zucker anordnen. In jedes Ananas-Loch eine Maraschino Kirsche legen. Anschließend die Ananasscheiben nochmals mit braunem Zucker bestreuen.

5 Auf die Ananas-Schicht den Kuchenteig geben.

6 Auf mittlerer Schiene etwa 45-55 Minuten backen. Um zu erkennen, ob der Kuchen fertig ist, bieten sich zwei Anhaltspunkte an: die Farbe des Kuchens und die Festigkeit. Für letzteren einfach mit einem Zahnstocher in den Kuchen piksen. Bleibt Teig hängen, ist der Kuchen nicht fertig. Das muss aber wirklich nicht alle zwei Minuten getan werden. An der Menge des Teigs am Zahnstocher lässt sich eine Minutenzahl abschätzen, sobald man etwas Erfahrung hat.

7 Den Kuchen etwas abkühlen lassen und vorsichtig stürzen. Dabei aufpassen, dass der Kuchen nicht zerbricht. Falls das doch passiert, kann versucht werden, ihn trotzdem noch ansprechend auf einer Kuchenplatte zu präsentieren. Der verzweifelte Versuch, die Brüche mit Schlagsahne zu kaschieren, sollte aber am besten unterlassen werden.

8 Dazu passt sehr gut Vanille-Eis oder Schlagsahne. Oder beides.

Tipp

Dieser an den amerikanischen *Pineapple upside down cake* angelehnte Ananaskuchen sieht sehr beeindruckend aus. Er erfreut daher nicht nur solche Gäste, die eine Affinität für Amerika haben. Die Reste lassen sich sehr gut am nächsten Morgen zum gemeinsamen Frühstück essen.

SCHOKOLADENTORTE MIT PFIRSICH

FÜRSTENZELL, NIEDERBAYERN

Zutaten für eine kleine Feier im engsten Kreis

Für den Boden

5 Eiweiß

5 Eigelb

130 g Zucker

20 ml Wasser

40 g Mehl

30 g Kakaopulver

Für die Füllung

500 ml Sahne

60 g Zucker

1 Dose Pfirsiche

1 Beutel Vanillezucker

Außerdem

200 ml Sahne

20 g Zucker

1 Päckch Sahnesteif

200 g Schokostreusel (zartbitter)

Reicht für eine Backform mit einem Durchmesser von 28 cm

1 Den Backofen auf 175°C vorheizen. Die Backform einfetten.

2 Für den Boden das Eiweiß mit 30 g Zucker steif schlagen.
In einer anderen Schüssel das Eigelb mit dem restlichen Zucker und Wasser schaumig rühren.

3 Mehl mit Kakaopulver mischen und sieben. Das steif geschlagene Eiweiß zu einem Drittel mit dem Kochlöffel unter die Eigelbmasse heben, dann den Rest unterheben. Die Mehlmischung vorsichtig unterheben. Sofort in die Backform geben und glatt streichen.

4 Im Backofen etwa 20-25 Minuten backen.

5 Den ausgekühlten Boden aus der Form lösen, quer halbieren und einen Teil auf die Tortenplatte legen. Mit einem Tortenring umstellen.

6 Die Pfirsiche, die die gleiche fröhlich intensive Farbe wie das Kleid der Braut haben, abtropfen lassen und etwa die dreiviertelte Menge in kleine Würfel schneiden, den Rest beiseitelegen. Die Sahne mit dem Zucker und Vanillezucker steif schlagen. Die Pfirsiche dazugeben. Vorsichtig verrühren.

7 Die Pfirsich-Sahne-Mischung auf den Tortenboden geben. Die obere Tortenhälfte darauf legen. Die restliche Sahne mit Zucker und Sahnesteif steif schlafen. Mit etwa der Hälfte die Torte bestreichen.

8 Die Torte mit Sahnetupfen aus der restlichen Sahne, den übrigen Pfirsichen und den Schokostreuseln verzieren.

9 Bis zum Verzehr kühl stellen, mindestens aber eine Stunde. Während dieser Zeit lässt es sich perfekt heiraten.

Tipp

Die Torte ist die perfekte Mischung aus Festlichkeit und Alltag. Bei Feiern macht sie großen Eindruck, und auch an gewöhnlichen Sonntagen kann sie perfekt zum Kaffee gereicht werden. Hier erinnert sie auch in Zukunft an die schöne Feier. Egal wie schlecht die Zukunft auch wird.

Variante

Ist die Hochzeit ganz in Weiß gehalten, dann kann das Kakaopulver weggelassen werden. Die Zartbitter-Schokostreusel durch weiße ersetzen. Dazu einfach weiße Kuvertüre mit einem Gurkenhobel zu schönen Spänen reiben.

[…]

Zwischengang II

745 Personen kehrten 1960 dem 5000-Einwohner-Ort Fürstenzell den Rücken zu.

Josephine war eine von ihnen.

Gang IV: 1960 – 1970

HAMBURGER

PASSAGIERSCHIFF LEONARDO DA VINCI, IRGENDWO ZWISCHEN GENUA UND NEW YORK

Zutaten für 2 und bald 3 Personen

500 g Rinderhackfleisch

2 Scheiben Käse

2 Hamburger-brötchen

1 Tomate

1 Essiggurke

¼ rote Zwiebel

2-4 Salatblätter

etwas Senf

etwas Ketchup

etwas Salz

etwas Pfeffer

1 Rindfleisch vorsichtig zu 2 Burger formen. Damit die Burger schön saftig sind, das Fleisch nicht stark zusammendrücken, sondern die Burger eher locker formen. Beide Seiten gut mit Salz und Pfeffer würzen.

2 Tomate, Zwiebel und Essiggurke in feine Scheiben schneiden.

3 Eine Pfanne bei mittlerer Hitze heiß werden lassen und die Burger in die heiße Pfanne geben. Für medium-rare, wie es die Ehefrau bestellt hat, die Burger 6 Minuten braten, für *medium* 8 Minuten und für *well done* 10 Minuten oder für den peniblen Ehemann wohl noch etwas länger. Nach der Hälfte der Zeit einmal wenden. Wenn man einen Cheeseburger möchte, die Käsescheibe die letzte Minute lang auf den Burger legen und schmelzen lassen. Burger aus der Pfanne nehmen.

4 Die untere Brötchen-Hälfte mit Senf und Ketchup nach Geschmack bestreichen und den Burger darauf setzen. Mit Salatblatt, Tomatenscheiben, Essiggurkenscheiben und Zwiebelscheibe belegen. Mit der oberen Brötchen-Hälfte abschließen. Sofort servieren.

Variante

Hat man einmal Enkelkinder, die vegetarisch leben, kann das Rezept leicht angepasst werden. Anstelle des Hackfleisch einfach Gemüsebratlinge aus dem Kühlregal kaufen, auch wenn man sich 1960 noch nicht einmal vorstellen kann, dass die Supermärkte der Zukunft mit Fleischersatzprodukten überschwemmt sein werden.

[…]

Lia Zebra Neumair

Der Fremde in dir

Gerade als ich in meinen zuckerfreien Buchweizen-Chia-Cracker beiße, quetschen sich zwei breitschultrige Enddreißiger an die freie Seite meines kleinen Tischchens. Wie jeden Freitag relaxe ich hier in meinem Lieblingscafé in der Amalienstraße, oder versuche es zumindest. Draußen strömen die Unbekannten vorbei wie der Regen vom Himmel, jeder ein winziger Tropfen, der in der Masse untergeht und mit ihr ein Ganzes bildet. Ich wünsche mir, dass die beiden scheinbar von der Speisekarte überforderten Typen ebenso verschwinden würden.
»Guten Tag. Dürfen wir?«
Kurz überlege ich, einfach nein zu sagen, aber die stierend ernsten Mienen der vom Unwetter tropfenden Fremdkörper lassen in mir das Gefühl aufkommen, etwas falsch gemacht zu haben. Genauso habe ich mich gefühlt, als ich vor Jahren an der Schule mit Gras erwischt wurde.
Der bislang stumme Typ, dessen unauffällige Gesichtszüge noch unerträglicher sind als die von Matt Damon, klatscht ein stechend scharfes Foto auf den Tisch.
»Sie kennen diesen Mann.«
Natürlich kenne ich ihn. Sage das aber nicht.
»Und wer sind Sie?«, frage ich stattdessen.
»Wir sind von der Polizei. Und wir sind hier, weil wir hoffen, dass Sie uns helfen können, diesen Mann aufzuspüren. Sie können uns doch helfen, oder?«
Ich wusste nicht, dass ein Matcha-Soja-Latte so schwer im Magen liegen kann.
»Nein, das kann ich nicht. Tut mir leid.«
Ich möchte gehen, aber Actionheldenfresse fesselt mich mit einem finsteren Kopfschütteln an den Stuhl.
»Wissen Sie, Sie können abstreiten, soviel Sie wollen.«
Er legt ein Bild von uns, im Foyer eines Hotels, über das Bild von dir, auf dem du deinen Lieblings-Hoodie trägst. Und dann noch eines von uns, mit weniger Klamotten im Hotelzimmer.
»Außerdem haben Sie die letzten Wochen regelmäßig mit Herrn Amir Rahman telefoniert, teilweise recht lange. Sie können uns also einfach sagen, wo er sich gerade aufhält, oder wir nehmen Sie mit auf die Wache. Dann können Sie uns das dort sagen.«

»Ich weiß aber wirklich nicht, wo er ist.«

»Nur weil Sie Schluss gemacht haben, heißt das doch nicht, dass plötzlich jeglicher Kontakt abbricht. Wissen Sie, dass Herr Rahman unter Terrorverdacht steht?»

»Woher wissen Sie, dass wir Schluss gemacht haben?«

Darauf bekomme ich keine Antwort. Ich weiß auch nicht, ob ich eine will.

»Hören Sie, ich kann Ihnen nicht helfen. Und überhaupt, Amir… er glaubt nicht mal an Allah, oder Gott, oder sonst was! Also lassen Sie mich jetzt gefälligst in Ruhe!«

Unerwarteterweise lassen mich die beiden gehen. Erst als die Tür hinter mir zuschlägt, traue ich mich wieder zu atmen.

Endlich habe ich ihn gefunden. Ich habe mich nicht mehr getraut ihn anzurufen, und er dachte wohl, ich würde endlich aufgeben und ihn in Ruhe lassen. So, wie er das gewollt hat. Jetzt sitzen wir unter seinem Lieblingsbaum im Englischen Garten. Mein Hund Jabba the Dachs würdigt den Ernst der Lage mit einem Kothaufen und lautem Gekläffe.

»Letzte Woche hat mich die Polizei verhört.«

Amirs buschige Augenbrauen ziehen sich zusammen, sodass eine kleine Mulde zwischen ihnen entsteht. Ich reiße mich zusammen, nehme ihn nicht in den Arm. Er wirkt resigniert, als er meinen überdrehten Hund streichelt.

»Sowas passiert ständig…«

»Spinnst du? Die kamen ins *Sesam*, haben mich vollgelabert und deine Antwort ist, dass das ganz normal ist?«

»Naja, dass die Bullen nicht normal ticken, wissen wir doch.«

»Amir!«

»Was? Was soll ich denn machen? Und überhaupt, dir kann's doch egal sein. Du hast es schließlich beendet!«

»Das hat damit nichts zu tun. Und mir ist es nicht egal, wenn Männer zu mir kommen und mit privaten Bildern vor mir rumwedeln.«

»Weißt du, du kennst mich eigentlich gar nicht.«

»Weil du mich nicht in dein Leben gelassen hast! Genau das war doch das Problem!«

Amir schaut mich traurig an. Er hat die Polizisten, die sich von hinter mir nähern, vor mir gesehen. Beinahe willenlos lässt er sich abführen, ohne sich zu wehren, während die Sonnenstrahlen, die durch die Blätter fallen, meinen Protest verhöhnen. Als ich auf die Bullen losgehe, bekomme ich treuherzige Unterstützung von Jabba, aber was kann ein übergewichtiger Dackel schon gegen ein ganzes Einsatzkommando ausrichten?
Dann rieche ich das saftige Gras und die feuchte Erde, von ganz nah. Matt Damon sitzt auf mir, drückt meinen Kopf in den weichen Untergrund. Er legt mir kalte Handschellen an und faselt was von Widerstand gegen die Staatsgewalt.

Jabba und ich werden recht schnell wieder freigelassen, Amir natürlich nicht. Ich verfolge sein Schicksal im Fernsehen, obwohl ich eigentlich nie fern schaue. Die beiden Typen, die offensichtlich alle Einzelheiten unseres Privatlebens kennen, versichern der Welt, dass er gefährlich ist. Für viele meiner Freunde bin ich den nächsten Tagen die Hauptattraktion.
Bald wird es still um Amir.

Einige Wochen später klingelt es an meiner Haustür.
Amir versucht zu lächeln, sein Gesicht traut sich aber nicht. Er sieht ein bisschen aus wie Jabba, wenn er am Nebentisch um Essensreste bettelt. Trotzdem sehe ich den Fremden in ihm, der in uns allen steckt. Nur in ihm etwas mehr als in den anderen.
Schüchtern versucht er es noch einmal:
»Danke, dass du mich verteidigt hast.«
Ihn nicht in die Wohnung zu lassen, ist das schwerste, was ich in letzter Zeit gemacht habe. Aber er selbst hat gesagt, dass ich ihn nicht kenne.
»Ich glaub', ich muss mir erst mal über einiges klar werden.«
Seine Enttäuschung hängt schwer und undurchsichtig zwischen uns in der Luft. Bald wird er ein unbekannter Tropfen im Gewitterregen sein, wenn wir uns auf der Straße begegnen. Ich bleibe noch lange hinter der geschlossenen Tür auf dem Boden sitzen.

Manó

Erstens kommt es anders und zweitens, als Manó eines Samstagabends über die Brücke lief, unter der sich gerade der kitschpinke Abendhimmel im Wasser spiegelte, sah er die Frau seiner Träume.

Seit einem Monat hatte er sie jede Nacht gesehen. Wie sie an einem Klavier saß, einen schiefen Hut trug und russische Walzer schmetterte. Oder wie sie gemeinsam mit ihm durch ein spätsommerliches Weizenfeld lief und er schon einen Tropfen Milch gespürt hatte, und sie schneller liefen, um nicht in einen Frühstücksflocken-Hagel zu geraten. Oder wie sie stundenlang am Fluss saßen und Enten fütterten, und daran war nun wirklich nichts Aufregendes gewesen, und Manó hatte festgestellt, dass es auch in Träumen möglich war, sich zu langweilen.

Und nun stand sie leibhaftig vor ihm. Und er hatte nicht die geringste Ahnung, was er sagen sollte. »Ich kenne dich.« Nein. »Ich habe von dir geträumt.« Besser nicht. »Sieht nach Milch aus, die Wolken dahinten gefallen mir gar nicht.« Noch während er überlegte, ob ihm der Spruch passend erschien, musste er feststellen, ihn längst laut geäußert zu haben. Kurz war er etwas unsicher, aber sie lachte und hakte sich bei ihm unter, und so spazierten sie gemeinsam die Brücke hinauf und er schwitzte furchtbar.
Hinter seiner Stirne ratterte es. Etwas musste gesagt werden. Vielleicht sollte er ihr von seinem Projekt erzählen? Er arbeitete in jenen Wochen fieberhaft daran, alle Treppen, die er finden konnte einmal ganz nach oben zu steigen. Ein sehr weiser Mann, der aus dem Mund stank, hatte ihm in einer Bar davon erzählt, dass Gott einem wenn man starb eine Treppe erscheinen lasse, die man dann im Licht von hunderten Bühnenscheinwerfern unter dem Gesang tausender Engelsstimmen hinauf zu schreiten habe.
Der Mann war danach vom Barhocker gekippt und hatte sich ein paar Minuten lang nicht bewegt, und Manó wusste nicht, ob die Sanitäter es geschafft hatten ihn zu reanimieren, aber seitdem hatte ihn jedenfalls die Angst nicht mehr losgelassen, er habe die richtige Treppe bereits verpasst, er sei vielleicht bereits tot und könnte längst im Paradies Apfelkuchen essen, hätte er nur die

verdammte Treppe erkannt, als sie sich ihm dargeboten hatte. Eine leise Hoffnung hatte er aber doch, dass die richtige Treppe vielleicht noch gar nicht dabei gewesen sei.
Nun war er sehr darauf bedacht, seine Chance nicht zu verpassen, wenn sie sich ihm darböte. Das brachte einige Schwierigkeiten mit sich. Erstens gab es viele Treppen. (Wie viele, wurde einem erst klar, wenn man sie alle bestieg.) Und zweitens überkam ihn jedes Mal ein leises Unbehagen, wenn er sie wieder nach unten ging, schließlich wusste man ja nicht, wie wiederum der Teufel einen nach dem Tod in *sein* Reich einladen würde, das hatte ihm der weise Mann leider nicht mehr verraten. Eine Zeit lang war er dazu übergegangen, immer mit dem Aufzug nach unten zu fahren wenn es einen gab, irgendwann war ihm allerdings klar geworden, dass das nicht viel besser war, eher schlimmer noch, da er sich den Weg in die Hölle bei genauerem Nachdenken doch eher vorstellte wie eine Fahrstuhlfahrt nach unten, bei der der Aufzug einfach das gewünschte Stockwerk überspringt und bis ins Kellergeschoss hinunterfährt, wo sich dann die Türen öffnen und der Gehörnte einen höchstpersönlich empfängt.

Manó wurde klar, dass er zu lange nichts gesagt hatte, das Mädchen an seinem Arm sah ihn schon seit einigen Minuten mit etwas ratloser Miene an. Er blickte sich hektisch nach einem Strohhalm um, seine Augen streiften die stählernen golden glitzernden Vorhängeschlösser, die da zu hunderten mit Initialen und Plussen versehen am Geländer der Brücke hingen. Und um nicht noch länger zu schweigen, schlug er vor, ein Schloss zu kaufen, ein Vorhängeschloss, und den jeweils ersten Buchstaben ihres Vornamens darauf zu schreiben, links und rechts neben ein dickes Plus. Laut ausgesprochen, kam ihm der Gedanke sofort unbeschreiblich dumm vor. Ihm wurde klar, dass er ihren Namen überhaupt nicht kannte und sich blamieren würde beim Beschriften des Schlosses. Und dass ein Schloss sowieso ein schlechtes Symbol war, für so ziemlich alles, vor allem für Liebe. Wie sollte man das verstehen? Unsere Liebe ist wie ein Vorhängeschloss? Dessen Schlüssel man irgendwann in einen reißenden Fluss geworfen hat. Das neben hundert anderen billig glitzernden Vorhängeschlösserpaaren fest an seinem Platz hängt und langsam vor sich hin rostet.
Manó hasste sich dafür, das dumme Schloss erwähnt zu haben. Aber sie? Sie schien es ihm überhaupt nicht übel zu nehmen, lachte nur wieder, und zog ihn weiter, an ihrer Hand, und Manó ließ sich mit ziehen und hörte ihr andächtig zu, denn sie hatte angefangen etwas schräg eine recht

schöne Melodie zu singen, deren Worte ihm fremd erschienen, keine der Sprachen, die er schon einmal gehört hatte. Vor dem Einkaufszentrum blieben sie kurz stehen. Einen Moment lang sah Manó dem Asphalt mit zusammengekniffenen Augen dabei zu, wie er in der Sonne glitzerte.

Dann zog sie ihn mit sich und er fühlte sich sehr leicht, wie sie so durch die Luftschleuse über der Eingangstüre des Einkaufszentrums glitten, und wie ein Luftzug zog sie ihn auf die Stufen der Rolltreppe und langsam fuhren sie nach oben. Manó sah allerlei schöne Dinge, glitzerndes Papier und einladende Auslagen und alles war hell erleuchtet, und roch leicht parfümiert. So fuhren sie sieben Stockwerke hoch, und nach jedem Stockwerk, drehten sie eine Runde und die Pracht wurde noch reicher und herrlicher. Manó war es wie ein Tanz die geriffelten Metallwendeltreppen nach oben, die letzte Rolltreppe, die in den achten Stock führte war ausgefallen, und so eilten sie zu Fuß hinauf, aber Manó schien es kaum noch zu bemerken so beschwingt war er von allem, und von der liebreizenden Gestalt die ihn da an ihrer Hand Stufe für Stufe emporzog.

Da standen sie. Auf den etwas nassen Holzdielen der Dachterrasse und vereinzelt tröpfelten noch weiße Perlen vom Rand eines Vordachs auf sie herunter. Manó sah über die Dächer in denen sich der quitschpinke Himmel spiegelte und sog den waldigen Geruch der Luft nach einem Milchregen in sich ein und hielt die Hand der Frau seiner Träume fest in seiner. Sie lächelte. Und wie er sie so ansah, wurde ihm klar, dass er während des gesamten Aufstiegs keine Rolltreppen gesehen hatte, die nach unten führten. Dass alle Rolltreppen an denen er vorbei gekommen war in die gleiche Richtung unterwegs gewesen waren, nach oben, immer nach oben. Sie lächelte erneut. Er lächelte zurück, sie nickte ihm aufmunternd zu, und gemeinsam gingen sie bis vorn ans Geländer, und das Bild, das noch für einen Sekundenbruchteil auf Manós Netzhaut nachflimmerte, als das kleine Licht hinter seinen Augen schon erloschen war, war das ihrer wunderschönen blonden Haare, wie sie im Wind flackerten, und das ihrer lachenden weißen Zähne. Und pures Glück floss auch dann noch durch seine Adern, als diese sich bereits dem grauen Asphalt zur freundlichen Umarmung geöffnet hatten.

Rahel Eisenmann

Dimensionen

Ort der Sehnsucht, Zuflucht, Ruhe – das Paradies. Die Suche: endlos, ruhelos, ewiges Streben nach sinnloser Hoffnung? Langsam vorwärts eilend in drängender Menge die Unstetigkeit der Einsamkeit in Erwartung ehrfürchtiger Erinnerung. Rennende Masse unkenntlicher Gestalten, fließende Strömung unerschöpflicher Menschheit. Mechanisches Trampeln einheitlicher Füße Tausender, erschütternd die Monotonie der unendlichen Weite. Summende Stille in unsicherer Erwartung dessen, was kommt. Der Zug der Zukunft entgegen. Die Unsicherheit versüßend durch Atmen in einem Rhythmus, Reden in einer Sprache, Gehen in eine Richtung, Denken in einer Bahn, Sehen in einer Perspektive, Verstehen auf einer Grundlage.

Gleichförmige Tropfen menschlicher Gestalten, im Einklang mit dem Impuls der Umgebung, Raum und Zeit, Einklang der Einheit, Zeit und Weg, Einklang des Fortschritts, immer weiter in Erwartung des Peaks menschlicher Leistung, weiter, immer weiter. Zahnräder in unendlicher Umdrehung, sich selbst schleifend, knarzend, Metall auf Metall. In der Zeit keine Zeit und doch endlose Zeit, endlose Schleifen gleichförmig Wandernder, weiter, immer weiter. Ewigkeit gebunden an bewegende Gesamtheit, nicht an Protagonisten, vorhaltend die Illusion individueller Erfüllung kollektiver Träume, untermalt von flirrenden Bildern glitzernder Gegenwart, eine Hoffnung, ein Ziel, immer weiter, immer weiter…

Herausdenkend aus gleichförmigen Strömen, allein beobachtend über endloser pulsierender Ameisenstraße menschlichen Fortschritts, Konstante inmitten von Variablen, selbstbestätigende Andersartigkeit. Leuchtturmposition. Selbstgewählte Einsamkeit als Ausweg aus einsamer Masse, belächelt von denen am anderen Ort, fernen Ort, falschen Ort, der Zeit voraus, hinterher, außerhalb, nicht in der Zeit, ferne Zeit, falsche Zeit.

Stoisches Lächeln in überhebender Selbstreflexion, wahrgenommen in zukünftiger Zeit, einer anderen Zeit, während die Menge die Erkenntnisse des letzten, vorletzten, verglühten Lichts diskutiert: Irrlicht, Warnlicht, Fernlicht. In der Beobachtung erhebend den Blick, weg von denen

da unten, rückblickend erkennend die vorher gewesen, eingereiht in die Wachposten der Klippen, gleichsam aufgereihten, teils verloschenen Leuchtgestalten, säumend den Weg der Masse, – herausgegangen aus der Masse, hineingegangen in die andere Masse, verschobene Zeit, andere Zeit.

Noch einen Schritt heraustreten, verlassend den Posten, weiter den Felsen hinauf; – eigenständig, herausgehoben, endlich angekommen.
Illusion zersplittert an mürrischer Begrüßung der Einen, hineingenommen in spöttische Diskussion mit den anderen, angeschwiegen von Desillusionierten. Von der Menge, in die Menge, in die nächste Menge… suchend den eigenen Raum, immer weiter, immer höher im fremden Raum den eigenen Raum, in fremder Zeit die eigene Zeit.
Steiniger Weg, immer höher, den Boden verlierend, dem Impuls der Massen zu entfliehen, gejagt in andere Zeit, höher, immer höher. Im Rückblick nur einen dunklen Strom erkennend, verschwimmend, gesäumt von Lichtern unterschiedlicher Dimension und Kraft. Immer höher steigend, getrieben vom Ziel – vom Sein, in richtiger Zeit, am richtigen Ort.
Den Mantel enger um den alternden Körper windend, längere Schatten, sausenden Wind in den Ohren, die Hoffnung auf das nahende Ziel vor Augen. Schleppende Schritte, langsame Gedanken, taube Gefühle, immer weiter. Einsames Leuchtfeuer in schwindelnder Höhe, seltene Begegnung verbissener Kämpfer; Erwartung des nahenden Gipfels. Immer höher. Schleppende Schritte, stolpernde Schritte, krampfende Glieder, knarzender Stock. Endlich das Plateau erreicht. Nur noch einen Schritt, einen letzten müden Schritt, endlich ruhen, endlich ruhen können, endlich Ruhe ruhen lassen; – ein letzter taumelnder Schritt.

Im Fallen Schwerelosigkeit, schließende Augen, Stille in wirbelnder Luft, Gedankenleere, eine Richtung, beengte Zeit, klares Ziel, Allmachtsperspektive. Im Näherkommen: Gipfelnähe zu unerreichbarem Felsmassiv, Leuchtgestalten zu einsamen Beobachtern, pulsierender Strom zu Ameisenmenschen. Erwartung des nahenden Bodens, immer tiefer. Vorbei an stummen Wanderern, Leuchtfeuern und Irrlichtern, hysterischen Denkern, verlassend eine Zeit, ankommend in nächster Zeit, immer tiefer. Zitternder Mantel in wirbelnder Luft. Unbeachteter

Aufprall im Staub der Jahre, aufwirbelnde Flocken, lichtverdeckende Wolke, einmal in Ruhe liegen – Destination erreicht.

Der hustenden Ohnmacht folgt dann ein langsames Augenliderflattern, während die Sonne unscharfe Schatten in den Staub zeichnet. Der innere Sinus taktet weiter in dem vertrauten Impuls der gleichförmigen Zeit der anderen, des allgemeinen und doch vermisstrauten Wir. Anschließend benommen Aufstehen, die Staubflocken behutsam aus den schütteren Haaren streifen und zu Boden tanzen lassen, um dann vorsichtig einen Fuß vor den anderen zu setzen. Schritt für Schritt kosten. Langsam vorwärts, immer voran; eine Zeit, ein Rhythmus, ein Ort, ein Ziel.
Jeden Windzug, der durch das Sehnsuchtsfenster aus falsch gefühltem Raum in diesen hereinweht, in unendlicher Weite schmecken und jenes geduldig offenstehen lassen. Inmitten aller, immer wieder einen Schritt daneben setzen und ein Augenzwinkern Licht einatmen. – Synkopische Individualität. Angekommen.

Victoria Thum

Status quo ante bellum

Dem feudalen Jagdpalais ist nur noch wenig von seinem Prunk geblieben. Es brauchte zwanzig Jahre um es bauen und nur zwei Monate um es vollständig zu plündern. Noch vor zehn Jahren fanden hier aufwändige Pareforce-Jagden zu Ehren des heiligen Hubertus und zum Vergnügen der sächsisch-polnischen Hofgesellschaft statt, die einmal im Jahr in einer von König Friedrich August II. geführten Parade der Dekadenz von Dresden nach Wermsdorf zog. Dieses glamouröse Spektakel von kichernden Hofdamen in bonbonfarbenen Kleidern und gepuderzuckerten Perücken, verhuscht herumwieselnden Lakaien, bellenden Hofbeamten, die wichtigtuerisch ihre geschwellten Brustkörbe vor sich hertrugen und einer Heerschaar von 200 kläffenden Wind-, und Bluthunden, befriedigte die Sensationsgier der Dorfbewohner, ließ sie jedoch gleichzeitig unter einer Fülle an Ansprüchen und Aufgaben ächzen. Insgeheim waren sie jedes Mal erleichtert, wenn die Meute Ende November wieder abzog und sie nun ihr eigenes Hubertusfest – mit vier Wochen Verspätung – feiern durften.

Das Geld in den Staatskassen wurde knapp, schon lange bevor es Friedrich August II. wahr haben wollte, und so fand schließlich im Jahr 1755 zum letzten Mal das Jagdfest auf Schloss Hubertusburg statt, bevor ein Jahr später der preußische König Friedrich II. in einer Mischung aus gewagter Gewinnsucht und paranoider Panik im finanziell geschwächten Sachsen-Polen einmarschierte und damit den Auftakt für einen sieben Jahre andauernden, zermürbenden Krieg gab.

Zur gleichen Zeit nämlich, in der der sächsische König ratlos den Staatsschulden beim Wachsen zusah, beobachtete der preußische Monarch die österreichische Bündnisschmiede, dieses *Weibermachwerk,* mit Argwohn, Bitterkeit und Zorn; doch manchmal auch nicht ohne moralische Bedenken. Er wusste, dass er den ersten Krieg um Schlesien nur zum Stillen seiner jugendlichen Ruhmsucht vom Zaun gebrochen und dass er für einen Sieg auch betrogen hatte. »Freilich sei es eine Torheit,« schrieb er damals seinem liebsten Gegner Voltaire, »aber eine von der man sich eben nur schwer befreien könne, wenn man sie sich einmal in den Kopf gesetzt hat.« Er wusste,

dass die selbst- und machtbewusste Kaiserin seine gewaltsame Annektierung Schlesiens nicht hinnehmen konnte und die 1748 getroffene Friedensvereinbarung deshalb nur ein Fetzen Papier war. Er wusste, dass ein erneuter Krieg sowohl über das Überleben Preußens als auch über sein eigenes entscheiden sollte.

Friedrichs II. Existenzangst war nicht unbegründet; Maria Theresia ist eine Habsburgerin, Tochter eines Hauses, das seit 200 Jahren traditionell die Kaiserkrone in seinen Schatzkammern behütet. Sie ist geerdet aber auch stolz. So überschwänglich sie lieben kann, so abgrundtief kann sie hassen. »Die Königin habe nicht die Absicht, ihre Regierung mit der Zerstückelung ihrer Staaten zu beginnen«, ließ sie zu Beginn der Kriege Friedrich (der seine Briefe an sie mit »Euer Majestät guter Bruder« unterzeichnete) wissen. Sie hatte auch nicht die Absicht, ihre Regierung mit der Zerstückelung ihrer Staaten zu beenden.

Sie beauftragte ihren Reichshofrat Graf von Kaunitz mit der Ausarbeitung einer neuen Strategie um Preußen endlich abzurichten und um zurückzubekommen, was ihr gehörte. Im Grunde hielt sie nicht viel von Kaunitz; er ist noch immer ein eitler Lackaffe, der in Besprechungen an seiner übergroßen Perücke herumzupft, die diamantbesetzen Knöpfe seiner Westen mit einem seidenen Taschentuch poliert und beim Reden mit affektiertem Gestikulieren heiße Luft erzeugt. Sie war angewiesen auf diesen Pfau, aber geheuer war er ihr nie; schließlich war er Diplomat. Doch er stand im Ruf eine Abscheu gegen alles Preußische zu hegen, das für ihn alles darstellte, was Österreich – Gott sei es gedankt – nicht war.

Preußen – und hier trafen sich ausnahmsweise die Ansichten der Kaiserin und Kaunitz' – war ein Staat, der künstlich, lediglich durch die List eines gierigen Fürsten geschaffen wurde. Österreich hingegen, war organisch und gemächlich im Laufe der Jahrzehnte durch die Tugend seiner Könige gewachsen und gediehen. Preußen war eine Maschine, zweckorientiert, stählern und grau. Österreich war Natur; ein bunter Garten aus Kulturen, Sprachen und Nationen. In Preußen galt die Subordination, Österreich bevorzugte die Koordination. Österreich hatte eine Mutter, Preußen einen Patriarchen. Österreich wurde gebraucht vom Reich, Preußen jedoch störte es nur.

»Mit Gottes Hilfe«, so Kaunitz, »werden wir dem hochmütigen König so viele Feinde auf den Hals jagen, dass er darunter liegen muss.«

Nach sechs Jahres des qualvollen Ringens zwischen Austria und Bourussia verlor der Preußenkönig seinen wichtigsten, weil einzigen, Verbündeten; die Briten hatten längst ihre Geduld mit dem sturen Querulanten verloren. Aber auch Maria Theresia, nicht minder verbissen, konnte bald weder auf ihre Partnerin in Russland, noch auf ihre Finanzkraft zählen.

Zwar überstieg die Zahl der österreichischen Truppen, dank französischer Hilfe, die der Preußen noch immer; doch sie wurden von der eisernen Disziplin der preußischen Armee übertroffen. Deren 150 000 Soldaten verschmolzen zum dichten Kettenhemd eines Leviathan, der sich über die östlichen Landstriche des Kaiserreiches erhob. Die Kaiserin versuchte das Ungeheuer von den Kabinettstischen ihres neuen Rokoko-Paradieses Schönbrunn mit ihrer Schreibfeder zurückzudrängen und diktierte ihren Generälen in Briefen, wie sie sich auf den Schlachtfeldern zu koordinieren hatten, aber vergebens. Nicht einmal die himmlischen Heerscharen, die die erzkatholische Kaiserin beschwor, erbarmten sich, und so schlug die Verzweiflung des Soldatenkönigs die letzten kleineren Gefechte und ertrotzte den österreichischenen Diplomaten schließlich die Einwilligung sich im Januar 1763 auf Schloss Hubertusburg einzufinden um über ein Friedensabkommen zu verhandeln.

Eine harte Schneekruste verdeckt inzwischen die maroden Straßen nach Wermsdorf. Sowohl die österreichischen als auch die preußischen Gesandten kommen nur langsam voran und werden wohl erst weit nach Sonnenuntergang im Schloss angekommen sein.
Unterdessen laufen die letzten Vorbereitungen unter den Dorfbewohnern; sie haben von einem Hofbeamten die Order bekommen, Tische und Bänke aus ihren Wirtschaften und Privathäusern in die Hubertushalle des Schlosses zu schaffen. Vor fast drei Jahren gab Friedrich II. den Befehl, das Schloss gründlich zu plündern, nachdem sächsische und österreichische Soldaten das Berliner Schloss Charlottenburg übermannt und ihm seine geliebte Antikensammlung entwendet hatten. Der für die preußische Racheaktion zuständige Adjudant Karl Theophil Guichard, ein untersetzer Mann mit dicklichem, blasiertem Gesicht, der es genießt vom König »Quintilius Icilius« genannt

zu werden, heimste sich das wertvolle Mobiliar und den mehr als 5000 Bände umfassenden Bücherbestand ein (verlor ihn jedoch beim Kartenspielen, für das dem Büchernarren das Geschick fehlte). Für die niederen Tiere des Militärzirkus blieben entweder ein paar Tontöpfe oder Löffel, mit welchen sie ihr verschlissenen Feldbesteck austauschen konnten, oder sie inspizierten das Hab und Gut der Wermsdorfer nach etwas Brauchbarem.

Die Wermsdorfer, so wie alle Bauern und Bürger des Landes hassen die Soldaten; sie unterscheiden dabei nicht mehr zwischen der Feindesarmee oder den eigenen Leuten, weil es keinen Unterschied zwischen ihnen gibt. Beide greifen ihren Frauen und Töchtern unter die Röcke, trampeln über ihre Felder, ruinieren die Saat und rauben ihnen die Vorratskammern aus.

Die ohnehin schon knappen Mehlbestände der Bäckereien, die mageren Schweine und Hühner werden nun für den Bedarf der hohen Herren aus Wien und Berlin verwertet. Die Metzger und ein Teil der Wermsdorferinnen haben sich mit ihren Töpfen und Schüsseln in der Schlossküche eingefunden. Der andere Teil der Frauen ist mit dem Erhitzen von Wasser und dem Wischen der Flure beschäftigt. Die Männer rollen die aus Polen angelieferten Bierfässer durch den Hof oder tragen Stuhl um Stuhl durch die Eingangshalle, durch das marmorne Treppenhaus hinauf in den ovalen Mittelbau des Schlosses, wo sich der Festsaal befindet. Das einzige Kunstwerk, das die Plünderer nicht mitgehen lassen konnten war das Deckenfresko, das noch immer himmelblau über dem Raum schwebt. Die Hubertusburger Himmelsphäre ist ein ätherisches Jagdrevier, bewohnt von kühnen Jägern auf stolzen Hengsten umringt von ihren Hunden und schmachtenden, barbusigen Nymphen. Sie scheinen das nervöse irdische Treiben des Gesindes unter ihnen gar nicht zu beachten

Die Dämmerung ist angebrochen und die preußische Fraktion reitet im leichten Trab in den rechteckigen Vorhof des Schlosses ein. Offiziere in blau-roten Röcken sitzen ab. Unter ihnen der 28-jährige Ewald Friedrich von Hertzberg. Hertzberg ist ein introvertierter und fähiger junger Mann. Er studierte in Halle Jura und Philosophie beim großen Christian Wolff und ging mit Anfang 20 nach Berlin um eine Karriere im preußischen Staatsdienst anzustreben, die nun mit seiner Berufung als Verhandlungsführer für den König endlich Fahrt aufnimmt. Er übergibt sein

Pferd einem Lakai und macht sich gemeinsam mit seinem Sekretär und dem Adjutanten in die Hubertushalle, wo bereits Bier, Wein und Kornbrand bereit stehen.

Zwei Stunden später betreten auch die Österreicher den Verhandlungsraum. Kaunitz beauftragte den altgedienten Hofrat Heinrich Gabriel von Collenbach die Gespräche zu führen. Collenbach schaut sich um, und sucht nach seinem Verhandlungspartner.

Die Preußen mustern die Neuankömmlinge. Herztberg stellt sein Gespräch mit einem Kabinettsmitglied ein, setzt sein Weinglas auf dem Kaminsims ab und geht mit bemüht ruhigem Schritt auf Collenberg zu. »Seit wann schickt der Soldatenkönig seine Schulknaben, um über Krieg und Frieden zu verhandeln«, raunt dieser seinem Sekretär zu.
Tatsächlich macht Herztberg den Eindruck, einige Jahre jünger zu sein als er ist. Er ist hoch gewachsen, hat weiche Gesichtszüge und volle rosige Lippen. Seine Augen, mit denen er konzentriert auf sein Gegenüber blickt sind von einem hellen Blau. Nur in den Momenten in denen er sich in Gesellschaft bewegt, strahlt sein Gesicht Fokussiertheit aus; ist er allein, zerstreut sich der Blick, wird melancholisch, schon fast etwas weinerlich. Collenbach ahnt das. Er ist fast dreißig Jahre älter als Hertzberg und ebenso so lebenserfahren wie abgebrüht. Um seine warmen braunen Augen vertiefen sich seine Falten wenn er lacht, schmunzelt oder sich ein süffisantes Grinsen angesichts der Unterlegenheit und Unbeholfenheit der meisten seiner Kollegen oder Gegner nicht verkneifen kann.

Er liest in Hertzbergs Gesicht wie in einem offenen Buch. Hertzberg bemerkt das, Unruhe steigt in ihm auf. Einem guten Politiker darf man nicht anmerken, was er wirklich denkt, auch nicht – vor allen Dingen nicht – wie er sich fühlt. Er spürt Enttäuschung und Wut in sich aufsteigen, weil er erkennen muss, dass er noch nicht so weit ist, wie er gerne wäre, weil er dem Älteren nicht standhalten kann. Er versucht den Blick zu verschließen, aber er schafft es nicht. Collenbachs Augen bohren sich in sein Innerstes und loten es aus. Als der Österreicher genug gesehen hat, beendet er das Blickduell. Der junge Preuße ist nicht schlecht und er wird noch besser sein, wenn er erst an Erfahrung gewonnen hat. Hertzberg wagt die Flucht nach vorne und streckt dem

Österreicher die Hand entgegen, die dieser mit einem Grinsen ergreift; aber heute liegt keine Süffisanz darin.

Die Verhandlungen laufen pragmatisch und in Kollegialität ab. Man weiß darum, dass man das Reich nicht länger in seinem Inneren strapazieren kann, geschweige denn den Finanzhaushalt. Man entschließt sich zur Eintracht und zur vollkommenen Freundschaft zwischen den beiden Majestäten im ersten Artikel des Vertrages. Im zweiten verzichtet Österreich auf den Zankapfel Schlesien und Preußen auf österreichische Reparaturzahlungen. Nach fast drei Wochen ist der Vertrag fertig und wird dem König und der Kaiserin zugesandt. Nochmal vier Wochen später ist der Krieg offiziell beendet.

Nachdem die Diplomaten mit ihrem Gefolge abgezogen sind, und die Bewohner von Wermsdorf ihre Möbel wieder in ihre Häuser zurückgetragen haben, steht das Schloss wieder leer.

Am Abend trifft man sich erschöpft und erleichtert in der Kneipe auf ein Bier und lässt die letzten Wochen, Monate und Jahre Revue passieren. Die Verluste des Krieges sind offensichtlich; auch im Dorf gibt es einige Kriegsheimkehrer und schlimm Verwundete.
Aber was ist mit dem Gewinn? Keine neuen Grenzen wurden gezogen, und kein neues Geld in die Kassen gespült. Und wozu das alles? »Nur um die Herrscher wieder im vorigen Zustand, *im status quo ante,* zu sehen«, röhrt ein alter Wermsdorfer und haut zur Bekräftigung seiner Erkenntnis mit der Faust auf den Tisch.»Jawohl, die Kämpfe führen zu nichts als Elend«, pflichten die Anderen ihm bei, nicken in stiller Andacht an die unverrückbar ungerechten Bahnen in denen sich ihre Welt um die Sonne bewegt oder schütteln resigniert die Köpfe. »Jawohl, der Krieg ist der Wahnwitz der Menschheit!«

Vera Zöller

Aus dem Tagebuch der Rosa Luxemburg

6. Juli 2017

Heute Morgen bin ich in meiner alten Wohnung aufgewacht. In den Händen mein Tagebuch, über dem ich gestern Nacht eingeschlafen war, am Leib Rock und Bluse, sonst nur noch meine Brosche und den Ring. Um mich war Tag, plötzlich und hell, ganz anders als hinter Gittern. Ungewohntes, blendendes Licht. Nur langsam nahm ich alles sonst um mich wahr, erkannte die leerstehende Wohnung als meine einstige. Das grüne Zimmer war nun weiß, weiß und leer. Leer waren auch die anderen Räume, verschwunden die wuchtigen Biedermeiermöbel. Ich ging zum Fenster, gleich zu allererst, öffnete es und atmete die Luft. Warme Sommerluft, unbeschreiblich. Die Pappel vor dem Haus, von der aus mich früh morgens immer die Vögel begrüßt hatten, gab es nicht mehr. An ihrer Stelle stand ein riesiger Stahlmast mit eigenartigem Gestänge an der Spitze. Tatsächlich saß dort eine Amsel, sah mich mit geneigtem Kopf neugierig an, für eine Sekunde, dann flog sie weg, flüchtete sich in Sicherheit vor dem ungewohnten Gesicht. Fast hätte ich mich in Erinnerungen verfangen, nach so vielen Jahren wieder in diesen Zimmern. Doch es ist nicht die Zeit, an Vergangenes zu denken.

Außen an der Wohnungstür hing ein Schild mit Namen und Adresse eines Maklers, ich notierte mir beides. Dann verließ ich das Haus.

Die Uhr an einer Haltestelle zeigte Viertel nach Acht an und ich ging los. Ziellos und schnell, einfach, um zu gehen, marschierte ich los, Haus um Haus, Straße um Straße. Mit weiten Schritten, Freiheit atmend und konnte es nicht fassen. Alles um mich war laut und schnell, futuristische Automobile, bunte Lichter an den Kreuzungen, riesige Plakate, zahllose Geschäfte und so viele Menschen! Was ich sah im Detail zu beschreiben, dafür würden diese Seiten nicht ausreichen. Von technischen Neuerungen will ich hier nicht sprechen, doch von anderem muss geschrieben werden! Ich bin überwältigt von den vielen Kulturen in Berlin! Das internationale, friedliche Miteinander so vieler! Überall sind verschiedene Sprachen zu hören, es ist herrlich. Vom Kulinarischen ganz zu schweigen! Im Pfandleihhaus habe ich sehr zu meinem Bedauern die Brosche lassen müssen, doch was ich bekam, bestätigte meine kühnste Hoffnung: Die Scheine tragen den Beweis eines geeinten Europas, wie es Mickiewicz erträumt hatte! Mein erster Einkauf

war der eines türkischen Gerichts an einem Straßenverkauf und es schmeckte himmlisch nach der Gefängniskost. Mir fiel auf, dass fast alle Frauen Hosen trugen und meine euphorische Vorahnung bestätigte sich nach einem Besuch beim Zeitungskiosk. Frauen ist es endlich gestattet, Universitäten zu besuchen und alle Berufe frei auszuüben! Wie gerne hätte ich eine dieser Zeitungen durch die Zeit zurückgeschleudert und sie all diesen Affen vors Gesicht gehalten. Ihnen wären allesamt die Augen übergegangen! Doch das konnte ich nicht und so musste ich mich für mich alleine freuen und konnte es kaum fassen. Dann hat sich das Kämpfen doch gelohnt. Eine demokratisch gewählte Regierung ist an der Macht, in einem friedlichen Deutschland, mit einer Frau als Kanzlerin! Kein Wilhelm weit und breit, kein Zar mehr, nichts dergleichen! Endlich Freiheit!

7. Juli 2017

Es ist lächerlich, dass sich eine Rosa Luxemburg zuerst Sorgen um ihre Kleider macht, doch meines war durch das Gefängnis arg in Mitleidenschaft gezogen worden und bedurfte dringend einer Reinigung. Deshalb beschloss ich heute Morgen, ein Bekleidungsgeschäft aufzusuchen. Was für ein Vergnügen es ist, sich Hosen anzuziehen! Ich probierte sie in allen Farben und Formen an und machte doch tatsächlich eine recht gute Figur darin – allerdings muss ich ehrlich gestehen, dass sie an manchen Stellen unangenehm zwicken und mein Rock doch um einiges bequemer ist. Also habe ich nur eine einzige gekauft, um der Emanzipation Tribut zu zollen, dafür aber noch vier dieser zauberhaften Blusen.

8. Juli 2017

Heute war ich an der Universität, um diese Zeit, diese Welt näher zu erforschen. Das Angebot an Bildung ist überwältigend, genau wie die Scharen an Studenten, die in die Hörsäle ein- und ausströmen. Wieviel Wissen muss diese Gesellschaft haben, aus so vielen Gelehrten bestehend!

Vor der Bibliothek rief mir ein junger Student etwas zu, das ich nicht verstand. Er trug eine recht altmodische Hornbrille, ein sehr ausgewaschenes Hemd, eine alte Hose mit vielen großen Löchern und hatte nur einen Leinensack auf dem Rücken. Sein Bart wucherte lang und ungestutzt und ich hatte Mitleid mit ihm und überlegte, ihm etwas Geld zuzustecken. Als er näher kam,

deutete er auf meinen Rock, den ich natürlich aus Bequemlichkeit viel öfter trage als meine Hose, zeigte mit einem Daumen nach oben und sagte, soweit ich verstand, »echt vintage«. Die Bedeutung des Wortes in diesem Zusammenhang erschloss sich mir nicht, aber während ich nach ein paar Münzen suchte, entfernte er sich schon.

9. Juli 2017

Habe von der Zensur in vielen Ländern erfahren und finde es grässlich! Kann der Mensch aus der Geschichte denn nur Schlechtes lernen? Wie man unterdrückt und verdummt? Und dennoch gibt es zu allen Zeiten Menschen, die schreiben, die ins Gefängnis gehen, die sterben, all dem zum Trotz für die Freiheit – auch zu diesen Zeiten. Das gibt mir Hoffnung und drängt mich selbst zum Handeln. Die alte Schreibwut schlummert noch, doch nicht mehr lange. Je mehr ich über diese Welt erfahre desto mehr kann ich mich empören und desto mehr kann ich staunen und den Kopf schütteln, im Guten wie im Schlechten, der Mensch gibt mir mehr Rätsel auf denn je. Was so simpel schien vor noch sehr kurzer Zeit, wird nun tagtäglich in Frage gestellt, doch einiges bestätigt sich und lässt mich die Feder in die Hand nehmen und schreiben was immer wichtig war, immer wichtig ist und immer wichtig sein wird!

10. Juli 2017

Habe etwas Schreckliches entdeckt: Meine Blusen sind allesamt in Asien gefertigt worden! Was ist aus der deutschen Arbeiterschaft geworden, aus dem Industrieproletariat?
Das Ergebnis meiner Recherche ist schockierend: Eine Verschiebung des industriellen Elends nach Asien, ja ein Rückfall in Zustände, wie sie zu meiner Zeit nicht mehr geherrscht haben! Wie kann dieses demokratische Deutschland, diese internationale Gemeinschaft Derartiges tolerieren?

11. Juli 2017

Habe einigen Zeitungen meinen Artikel über die Textilproduktion in Asien und die Möglichkeiten des Umsturzes der Verhältnisse vorgelegt, doch er wurde nicht gedruckt. Angeblich zu radikal. Dabei wäre der Aufbau marxistischer Untergrundzellen in Bangladesch durchaus im Bereich des Möglichen.

Habe mich anderweitig nach Beschäftigung umgesehen und festgestellt, dass ich eine Stiftung besitze. Bin gleich dorthin und habe nach Anstellung gefragt. Allerdings konnte ich mich nicht ausweisen und bin nun Praktikantin, darf aber schreiben, was ich will.

12. Juli 2017

Heute eine Demonstration von Nationalisten beobachtet! Noch eine Hoffnung, die ich aufgeben musste. Ernüchterung, doch keine Überraschung. Immerhin linke Gegendemonstranten, wenn auch mit recht merkwürdigen, bunten Frisuren. Habe mitdemonstriert.

13. Juli 2017

Mir ist aufgefallen, dass viele Parolen an den Wänden äußerst unleserlich geschrieben, ja fast nicht als Schrift zu erkennen sind! Außerdem in viel zu vielen verschiedenen Farben, es ist unmöglich, sie einer Partei zuzuordnen! Habe mir deshalb nun selbst rote Farbe besorgt, mit der ich neben diese bunten Ungetüme gut leserlich aus dem kommunistischen Manifest zitiere.

14. Juli 2017

Ich habe den Drang, die Vergangenheit zu erforschen, und hüte mich doch davor wie vor einem dunklen Geist, einer giftigen Schlange, die mich anzugreifen und zu verschlingen droht. Ich habe Angst davor, aus Zufall von meinem eigenen Tod zu erfahren. Wie mag es geschehen sein? Im hohen Alter, selig im gutbürgerlichen Schlafzimmer entschlafen oder *bin ich auf dem Posten gestorben, in einer Straßenschlacht oder im Zuchthaus,* so wie ich es immer wünschte und doch nie ganz zu Ende gedacht habe. So abgebrüht, Rosa, glaubtest du zu sein, aber du hast Angst, gib es zu!
Doch es ist nicht entscheidend, denn ich lebe.

15. Juli 2017

Ich war in der Bibliothek und habe in der Literaturabteilung so einiges Schönes gefunden und entliehen. Nun sitze ich abends im Park und lese beim letzten Tageslicht Goethe.
Ich scheine eine merkwürdige Faszination auszuüben auf jene jungen Männer und Frauen, die überall den Blick starr auf ihre kleinen Geräte richten. Sie sehen mich lesen, Zeitungen, Bücher,

Gedichtbände, und mich Notizen machen und schreiben, mit nachdenklichem Gesicht und tiefer Stirnfalte. Und sie beginnen ein Gespräch mit mir und scheinen begeistert von meinem Wissen, meiner Bildung, den Sprachen, die ich spreche. Sie, die doch so viel wissen könnten, die doch so viel wissen müssten!

16. Juli 2017

Letzte Nacht habe ich von damals geträumt. Düstere Erinnerungsfetzen an die Zeit in Warschau, an die Zitadelle, den Hungerstreik, den Drahtkäfig, die verwischten Tränen meines Bruders – oh braciszek – beim ersten Wiedersehen und an die Sehnsucht, die mich an manchen Tagen aufzufressen drohte.

Doch nicht nur daran zum Glück, auch an die langen Feldspaziergänge mit Sophie und Karl in Freiheit, an die Blumen im botanischen Garten und die Nachmittage in der Wohnung in Südende. Südende … vielleicht sollte ich einmal hinfahren und sehen, ob das Haus noch steht, es wäre gar nicht weit. Ich könnte die alten Wege abgehen und vielleicht auch einmal wieder in den Botanischen. Doch die Vernunft sagt mir, es hat doch keinen Zweck. Kein Ort kann die Zeit zurückdrehen und die Einsamkeit würde mich nur härter treffen. Und doch will ich es tun.

Von Parteitagen träume ich nie.

17. Juli 2017

Ich bin frei – und bin es doch nicht. Denn es war nicht mein Entschluss, hierher zu kommen, und ich kann mir nicht erklären, weshalb ich hier bin – versuche es und scheitere an den Grenzen der Vernunft. Und doch bin ich hier.

18. Juli 2017

Mich zog es ins Grüne und so kaufte ich mir ein Zugticket. Ich wollte hinaus aufs Land, in die Felder, zu den Vögeln. Die Landschaft war so wunderschön, das Wetter so herrlich, dass ich sogar Goethe weglegen musste, um hinaus zu sehen. Das sanfte Wehen der Blätter im Wind! Neben mich setzten sich zwei junge Damen in zarten Sommerkleidern, so filigran wie Elfen bewegten sie sich. Wie ich alles Schöne immer und überall bewundere, musste ich auch sie bewundern. Jedoch nur, bis sie ihren rot geschminkten Mund aufmachten. Nach einigen Minuten Gespräch über

Golfplätze an der Côte d'Azur und den Trend zum Nudelook konnte ich nicht mehr an mich halten, mischte mich ein und fragte sie nach ihrem Standpunkt zu der von mir erst kürzlich mit großem Interesse gelesen Simone de Beauvoir. Zwei in den Blautönen der Saison geschminkte Augenpaare starrten mich an, als wäre ich nicht von dieser Welt. Statt zu antworten, fuhren sie sich verunsichert und leicht pikiert mit den manikürten Fingern durch die vom teuersten Friseur der Stadt gewellten Haare und wandten sich ab. Arrogante Schnepfen, unter deren toupierten Frisuren parfümvernebelt der letzte Rest weiblicher Selbstbestimmung erstickt! Als hätten diese 100 Jahre nichts verändert!

19. Juli 2017

Heute Morgen las ich in der Zeitung von einem Anschlag in Frankreich und von so vielen weiteren im Nahen Osten. Hier und dort starben an einem Tag, in nur einer Sekunde so viele Menschen. Der Krieg hat mich mit solchen Gedanken freilich schon vor Langem vertraut gemacht. Nachrichten über Tod und Leid bin ich gewohnt und für eine gerechte Sache starben und werden noch viele Menschen sterben müssen. Doch womit kann dies gerechtfertigt werden? Mit Religion, mit Fanatismus, mit Machtgier, dem alten, Menschen vergiftenden Übel? Oder doch nur mit dem immergleichen, dem immerwährenden, nicht auszurottenden Kapital? Ich las von Menschenhandel, entführten, versklavten Völkern, jungen Mädchen und Kindern, von ihren Müttern getrennt, von Vergewaltigung, Folter, Tod. Was ist das für eine Zeit, was ist das für eine Welt?!

20. Juli 2017

Dann und wann, abends, sitze ich im Park und die Schwermut überkommt mich. *Aber das macht nichts, mein Herz kriegt gleich darauf einen Klaps und muss kuschen, es ist schon gewöhnt, zu parieren wie ein gut dressierter Hund.* Doch manchmal reißt es aus.

21. Juli 2017

Es ist geschehen. Aus Dummheit, aus vagem Geschichtsinteresse, aus jenem Drang heraus, der mir seit Anfang inne wohnt.

Doch man sollte sich von der Wahrheit fernhalten, wenn sie nicht zu ertragen ist.

Jitgadal w'jitkadasch, Sch'meh rabah

Ich weiß gar nichts mehr, ich verstehe nichts, nichts, als dass ich leide. Und kann nicht anders, als zu *verstummen.*

---

1. August 2017

Ich blättere in meinem Tagebuch und lese jene eine Passage, die mich so oft im Gefängnis daran erinnerte, dass das Leben lebenswert ist, trotz allem:

So ist eben das Leben seit jeher, alles gehört dazu: Leid und Trennung und Sehnsucht. Man muss es immer mit allem nehmen und alles schön und gut finden. Ich tue es wenigstens so. Nicht durch ausgeklügelte Weisheit, sondern einfach so aus meiner Natur. Ich fühle instinktiv, dass das die einzige richtige Art ist, das Leben zu nehmen, und fühle mich deshalb wirklich glücklich in jeder Lage. Ich möchte auch nichts aus meinem Leben missen und nichts, nichts anders haben, als es war und ist.

Doch ich kann mir selbst nicht mehr glauben.

13. August 2017

Nein, Sprache und Gedanken sterben nicht, sie erholen sich, doch sie brauchen Zeit.

Ich lese viel von mir Nachgeborenen, die Schrecklicheres erleben mussten als ich. Paul Celan und andere, Nelly Sachs, auch Berthold Brecht. Mit ihnen empöre ich mich, mit ihnen trauere ich und bin sprachlos. Und heile. Langsam. Ein wenig zumindest.

3. September 2017

Gestern Nacht, als ich im Bett lag, überkam mich etwas, das weh tut, weil es schön ist und grausam zugleich. In jenem Moment, kurz bevor der Schlaf kommt und sich die Gedanken im Nebel verlieren, ist man mit sich allein. Die Stille hält die Zeit an und Dunkel umschließt die Wirklichkeit.

Die Augen geöffnet ins Schwarz lauschend kreist man doch nur um sich selbst. Es gibt nichts mehr. Das Zimmer hat sich aufgelöst, die Decke auf der Haut verschmilzt mit der Leere.
Die eigenen Atemzüge, gleichmäßiges Echo ihrer selbst. Ich halte die Luft an. Mein Herz schlägt langsamer, unregelmäßig. Und Verstand und Gefühl verbinden sich, wo keine Grenzen sie mehr halten voneinander. Wie zwei Liebende im Schutz der Dunkelheit verschlungen unter einer Decke von Erinnerung, endlos ist sie und wild wogend. Unsichtbar, nur nicht für die Zeit, den geheimen Betrachter.
Doch kommt der Schlaf, tanzen sie zu dritt zwischen feinen Fäden vergangener Träume, bis sich die Sehnsucht aus dem Verborgenen wagt, der Hoffnung Spiegelbild.

Morgen werde ich abreisen. Zuerst in die Schweiz, um das übrige Geld zu holen, und dann weiter nach Italien. Im Angesicht der antiken Altertümer lässt sich das moderne Europa vielleicht vergessen. An jenem Meer, über welches schon Odysseus gesegelt, unter uralten Olivenbäumen, die schon so vieles gesehen! Doch ganz vergessen kann und will ich Europa nicht, nach allem was geschehen, nach allem, was mir geschehen ist! Bei aller Verzweiflung, die mich manchmal überkommt auf dieser Welt, in dieser Zeit, aufgegeben haben schon zu viele. Ich werde mich nicht zu ihnen zählen lassen. Ich werde *reisen, gute Bücher lesen, den Frühling bewundern wie noch nie. Und ich werde die Welt verändern.*

Die kursiven Stellen sind Rosa Luxemburgs Briefen aus dem Gefängnis an Sophie Liebknecht entnommen.

Eva Kraemer

Der Tag, an dem ich Mary kennenlernte

Der Tag, an dem ich Mary kennenlernte, war der Tag, an dem meine Welt endgültig in sich zusammenfiel. Obwohl ich gewusst hatte, dass es eine neue Frau in Johns Leben gab, obwohl ich gewusst hatte, dass unsere Trennung dieses Mal endgültig war, dass es kein Zurück mehr gab. Zu groß standen die Gründe für die Trennung zwischen uns, zu sehr wusste ich, dass ich ihm auf Dauer nicht das hätte geben können und wollen, was er verdiente. Ich hatte gewusst, dass es keine gute Idee gewesen war, für John zu arbeiten, aber ich hatte immer noch dieses Gefühl, ihm etwas schuldig zu sein, für die Schmerzen, die ich ihm verursacht hatte. Vielleicht hatte ich auch sehen wollen, ob er glücklich war, ob er sich eingerichtet hatte in seinem neuen Leben ohne mich. Mit einer neuen Frau. So sehr es mir wehtat zu wissen, dass es sie gab, so sehr wünschte ich ihm, dass er in ihr das gefunden hatte, was er gesucht hatte. Dass die Trennung von mir die richtige Entscheidung gewesen war. Für ihn.
Und ich hatte mich, trotz allem, gefreut, ihn wiederzusehen, das vielleicht am meisten.

Ich war an diesem Morgen früh in die Werkstatt gekommen, um in der Stille ein wenig an der Skulptur weiterzuarbeiten, die ich begonnen hatte, nicht Teil der Arbeit hier sondern Teil meiner Arbeit. Ich hatte das große Stück einer knotigen Eiche vor ein paar Tagen in Johns Holzlager gefunden und sofort gewusst, was es werden musste, deshalb hatte er es mir als Teil der Bezahlung überlassen. Ich hatte mich von den gleichmäßigen Bewegungen, dem Klopfen des Klüpfels auf die Schnitzeisen, dem Geruch nach Holz und Gerbsäure, dem Gefühl des rauen Holzes unter meinen Fingern in den Tag tragen lassen wollen. Ein bisschen alleine in der Werkstatt sein, bevor die richtige Arbeit losging. Ein bisschen Stille.

Auf Londons Straßen waren schon die ersten Menschen auf dem Weg zur Arbeit unterwegs. Die Luft roch nach dem Regen, der über Nacht gefallen war. Ich hatte London vermisst, die Stadt, in der ich einmal so glücklich gewesen war. London war die einzige Stadt, die sich für mich jemals wirklich wie zuhause angefühlt hatte, die mich verwurzelt hatte in dieser Welt, verwurzelt in einer

Familie, die ich zu der meinen gemacht hatte. Merkwürdig, wie sentimental mich die Rückkehr hierher machte.

Das Hoftor war verschlossen, mit einem metallischen Geräusch schnappte der Riegel zurück, als ich den Schlüssel im Schloss drehte. Ich schob das Tor hinter mir zu. Über den Innenhof strich eine Katze, auf der Suche nach Essensresten. Früher hatte ich die Katzen manchmal gefüttert, aber die Katzen von früher kamen nicht mehr. Die schwere Werkstatttür, die auf den Hof ging, war nicht abgesperrt und die Alarmanlage war schon ausgeschaltet. Das war ungewöhnlich um diese Uhrzeit. John war kein Frühaufsteher, normalerweise. Ob er auch nicht hatte schlafen können, und deshalb früh mit dem Arbeiten angefangen hatte?

Der Werkstattraum war dunkel, aber im Polierraum brannte Licht. Mein Herz klopfte ein wenig schneller, als die Werkstatttür hinter mir mit einem leisen Klicken ins Schloss fiel. Ich sog den Geruch ein, früher so vertraut, nach Holzstaub und Knochenleim, Schellack und dem scharfen Geruch von reinem Alkohol. Das Kichern aus dem Nebenraum hörte ich erst, als ich die Tür schon aufgeschoben hatte. Zuerst nahm ich Johns schmalen Rücken wahr, dann seine Hände, in dickem, blondem Haar vergraben. Seinen Mund auf dem Mund einer anderen Frau.
Ich ging rückwärts, raus hier, nur raus. John musste mich gehört haben, denn ich sah, wie er sich umdrehte. Mein Herz pochte im Takt der Stimme in meinem Kopf, die schrie Renn!
»Liz, warte«, rief er. Ich drehte mich um und stolperte auf den Hof. Atme, Liz.
John holte mich ein, als ich das Hoftor öffnen wollte.
»Liz, es tut mir leid. Das hatte ich nicht geplant.«
»Mir tut es leid, John. Du musst dich nicht entschuldigen. Deine Werkstatt, dein Zuhause.«
Er legte seine Hand auf meinen Arm. Die Berührung brannte auf meiner Haut und ich zog den Arm weg. In seinen schiefergrauen Augen sah ich die Verletzung, so wie er sie sicher auch in meinen Augen sah.
»Ich wollte nicht, dass du Mary so kennenlernst.«
»Nun, ich wollte sie überhaupt nicht kennenlernen. Wirklich, ich wollte nicht so in euch reinstolpern, geschweige denn euch so sehen…« Ich atmete einmal tief ein und wieder aus. Die Luft hatte Schwierigkeiten, ihren Weg durch meine enge Kehle nach draußen zu finden.

»Es tut mir leid. Ich wollte dich wirklich nicht verletzen.« Ich wusste, dass er meinte, was er sagte. Zu spät, John, zu spät.

»Ich komme später wieder.«

Und ich drehte mich um und ging. Ich blickte nicht zurück, als ich das Hoftor öffnete, aber ich hatte das Gefühl, dass Johns Augen ein Loch in meinen Rücken brannten. Nach rechts die Straße hinab. In diesem Park waren wir manchmal spazieren gegangen. Die Blätter der Bäume raschelten über meinem Kopf, als ein leiser Wind durch sie hindurchstrich. Ein Tropfen fiel auf meinen Scheitel, kalt und feucht. Ich lief den Weg entlang, der sich nicht verändert hatte in den letzten zehn Jahren.

Dumm, Liz, du hättest nicht so früh kommen sollen.

Aber wie hätte ich wissen können, dass John und Mary die Werkstatt für ihre Lippenbekenntnisse nutzen würden statt seiner Wohnung, die darüber lag? Dass ich vermutlich nicht hätte vermeiden können, Mary kennenzulernen, hatte ich gewusst, aber doch nicht so. Nicht so, engumschlungen, in Johns Armen. Ich schüttelte den Kopf, um das Bild loszuwerden. Es funktionierte nicht. Natürlich nicht.

Leise begannen Tropfen auf das Blätterdach über mir zu fallen, ein stetiges Geräusch, das lauter wurde. Mehr Tropfen landeten auf meinem Kopf, in meinem Haar. Es roch nach Wald, nach Grün und nach nassen Steinen. Der Weg knirschte unter meinen hastigen Schritten. Ich drehte eine Runde um den Park, dann eine weitere. Und noch eine. Noch eine. Eine.

Und dann drehte ich um und straffte die Schultern und ging zurück zur Werkstatt, um die Arbeit des Tages zu beginnen.

Texte aus der Werkstatt

Die Aufgabe: *Geht auf die Straße und beobachtet etwas ganz Kleines und Nebensächliches. Und schreibt darüber.*

Bernhard Heckler

Der große Clown Palletschi

Als sich Magnus Berg an einem verregneten Frühlingsabend im Veranstaltungssaal einer kleinen Gemeinde in der Lüneburger Heide vor einem großen, beleuchteten Spiegel die knallgrüne Fliege zurechtrückte, schwitzte er an den Handflächen. In seinem Geldbeutel befanden sich noch 6,60 Euro in Münzen und ein kleines schwarz-weiß-Portrait seines Idols Charlie Rivel. Außerdem ein paar Visitenkarten aus seinem alten Beruf als »Unterhaltungskünstler in der Pflegebranche«, ein ziemlich offensichtlich gefälschter Studentenausweis, mit dem er vergeblich versucht hatte, sich ein billigeres Ticket für den Nahverkehr zu erschleichen, und etwas versteckt in einem Einschubfach ein Bild seiner Ex-Ex-Freundin. Er hatte es erst vor kurzer Zeit wiederentdeckt und bisher noch nicht weggeworfen. Das Lächeln seiner Jugendliebe war ein Superlativ der Lebensbejahung, ein Lächeln, wie es nur in einem Dorfidyll gelächelt werden kann, da, wo die Hühner noch dick und froh durch die Wiesen laufen und die Sonne abends mit einem gütigen Blick im Schoß der Gebirgskette versinkt.

Magnus Berg wusste nicht, ob sich der Saal überhaupt füllen würde. Es klopfte an der Tür der Künstlergarderobe. Eine kugelrunde Frau mit einem Klemmbrett unter dem Arm und Gesundheitsschuhen an den Füßen mahnte zur Eile. Der große Clown Palletschi warf einen letzten Blick in den Spiegel, quietschte kurz an seiner Fliege, aus der ein kleiner Wasserstrahl kam, atmete tief ein und ließ sich dann von der Frau seinem Schicksal entgegenführen.

Magnus Berg konnte sich noch genau an den Tag erinnern, als er beschlossen hatte, Clown zu werden. Die Entscheidung hatte er an seinem neunten Geburtstag getroffen. Das Oktoberlaub bedeckte die Straßen wie ein goldener Teppich, als er auf der Rückbank des Autos seinem ersten Zirkusbesuch entgegenfuhr. Sie waren fast zu spät in der Stadt angekommen, weil Magnus' Vater wie üblich mit sagenhafter Präzision darauf geachtet hatte, die Geschwindigkeitsbegrenzung auf den Stundenkilometer genau einzuhalten. Zusätzlich bremste er vorsichtshalber vor jeder Ampel, falls diese unerwartet auf gelb umschalten würde.
In der Manege roch es nach Stroh, Zeltplanen und gebrannten Mandeln. Es war der Abschiedsauftritt des großen Clowns Charlie Rivel. Als Rivel mit Gewichten aus Pappmaché hantierte und dabei rief: »Akrobat schööön«, wusste Magnus nicht, wie ihm geschah. Es war der erste Lachkrampf seines Lebens. Das Kribbeln hinter der Stirn, die Wärme im Bauch, das Luftholen. Als ihn kurz der Blick des Clowns traf, war da plötzlich noch mehr, eine Verbindung. Magnus spürte, dass er da jemanden ansah, der auch spät das Lachen gelernt hatte.

Der Wunsch, Clown zu werden, blieb auch während des Studiums, als der Spagat zwischen Dorfidyll und neuer Großstadt nicht mehr so recht gelingen wollte und die Jugendliebe zur Ex-Freundin wurde, bestehen. Magnus Berg nahm Schauspiel- und Akrobatikunterricht, trat auf Kindergeburtstagen und Campusfesten auf. Er lernte ein neues Mädchen kennen. Nach sieben Jahren saß besagtes Mädchen, bereits eine Frau, abends am Holztisch der dunklen Einbauküche in der sehr kleinen gemeinsamen Wohnung und versuchte ein letztes Mal vergeblich, Magnus Berg von einem anderen Beruf zu überzeugen. Niemand hatte schlechte Absichten an diesem Abend, niemand wollte den anderen verletzten. Und doch war es der Abend, an dem Magnus' Ex-Freundin, die einmal seine Jugendliebe gewesen war, zu seiner Ex-Ex-Freundin wurde.

Die Arbeit als Unterhaltungskünstler in der Pflegebranche, in Magnus Bergs Fall als Clown in einem Altenheim, hatte den zeitökonomischen Vorteil, dass man sich nicht ständig neue Nummern ausdenken musste. Das demenzkranke Publikum lacht auch bei der hundertsten Wiederholung so unbeschwert wie beim ersten Mal. Ein Nachteil war, dass Magnus Berg mit der Zeit begann, sich Sätze zu denken wie: »Das demenzkranke Publikum lacht auch bei der hundertsten Wiederholung so unbeschwert wie beim ersten Mal«. Deshalb beendete Magnus

Berg sein Engagement im Seniorenstift und beschloss, es mit einem Bühnenprogramm in der Provinz zu versuchen.

»Lachen gegen Bargeld.« Das Prinzip war ganz einfach. Der Eintritt war frei, dafür sollten die Leute 30 Cent pro Lacher bezahlen. Die Idee hatte er aus einer Dokumentation über die katalanische Kabarett-Szene. Die kugelrunde Frau wies ihm den Weg zur Bühne. Die Bestuhlung und überhaupt das Interieur des Veranstaltungssaals hoben sich erschreckend wenig von dem Gemeinschaftsraum des Seniorenstifts ab. Braune Pressspanplatten quer durch den Raum, krankenhausflurblaue Sitzbezüge. Mindestens das hintere Drittel der Stuhlreihen war komplett leer.

Die Beleuchtung war hell und ungemütlich. Zwischen der ersten Reihe und der Bühne war ein Sicherheitsgang freigelassen worden. »Vorschrift, sicherheitsrelevant«, hatte als Erklärung auf dem Klemmbrett der Kugelrunden gestanden. Die Kluft verschluckte jede Nähe zwischen Magnus Berg und seinem Publikum. Die Wasserspritzer erreichten die Leute nicht, die Seifenblasen verpufften in der Sicherheitszone, das helle Licht betonte die Poren unter der Clownsschminke. Dazu kam das offensichtliche Bemühen der Zuschauer, jeden Lacher aus Sparsamkeitsgründen mit aller Kraft zurückzuhalten. Statt eines gelösten Abends mit einer charmanten Idee entbrannte ein erbitterter Wettkampf Clown gegen Publikum. Wer lacht, hat verloren.

Eine grauhaarige, hagere Frau in der ersten Reihe, von einem biederen Trachtenjanker eingehüllt, die Arme trotzig vor dem Körper verschlossen, machte einen besonders entschlossenen Eindruck. Sie sah aus, als würde sie sich einen stumpfen Löffel zwischen die Rippen bohren, nur um ihren Lachreiz zu unterdrücken. Die ganze Idee war großer Mist. Magnus Berg saß in dieser Nacht noch lange am Tresen einer Eckkneipe. Die gesamte Einrichtung, Türgriffe, Vorhänge, Barhocker, war matt und abgegriffen. Auch die Jukebox. Tausendmal berührt, ganz wie in dem Song, den sie gerade für eine Münze ausspuckte. Ein paar Männer saßen schweigend an dem einzigen größeren Tisch des Raumes. Ein Paar, sie Ende vierzig, er Ende fünfzig, schäkerte stehend und laut in der Nähe der ebenfalls abgegriffenen Dartscheibe. Magnus Berg kam sich inmitten dieser Szenerie

selbst sehr abgegriffen vor, was einerseits deprimierend, andererseits auch tröstlich war, da er sich zumindest nicht fehl am Platz fühlte. Der Endfünziger warf einen Dartpfeil übermütig neben die Scheibe in die Wand. Die Frau quietschte vor Belustigung. Magnus Bergs Blick wanderte dahin, wo der Pfeil in der Wand steckte. Er hatte sich in ein orangenes Werbeplakat gebohrt, das zwischen Wand und Klotür hing. Genauer gesagt war er direkt in der Nase des großen Clowns Palletschi gelandet. „Sie zahlen nur, wenn Sie lachen", versprach der Clown in einer Comicsprechblase hinein in den ihn nicht beachtenden Raum. Ein Seufzer drang über Magnus Bergs Lippen. Es kam ihm vor, als hätte er früher weniger oft geseufzt.

Die Aufgabe: *Erfindet möglichst gegensätzliche Charaktere und eine Geschichte, in der sie in Konflikt geraten. Der folgende Text und der von Anna Appel und Lena Fischer sind aus der Übung hervorgegangen.*

Lia Zebra Neumair

Slow Motion –

Die graue Wolkendecke über mir ist so undurchdringlich wie die Zeit. Der Wind stürmt durch die Bäume, die im Park auf meiner Wiese stehen. Flach auf dem Rücken liegend starre ich die zitternden Blätter an, als ob sie eine unsichtbare Hand gewaltvoll in eine Richtung drücken würde. Aber ich weiß, dass diese Hand gar nicht unsichtbar ist – wenn man die Zeit nur lange genug verlangsamt, kann man die Bewegungen in der Luft sehen, die der Wind zeichnet. Ihr glaubt mir nicht? Seid ihr nicht die ersten!
Ich bin – ich war – das, was ihr in Geschichten gerne als Superhelden bezeichnet. Wenn euch dann aber wirklich mal einer begegnet, glaubt ihr ihm nicht oder ihr stempelt ihn als Freak ab. Ich hab‘ mir sogar eine Maske gebastelt, verdammt! Aber ihr meintet wohl, München ist nicht New York und schon gar nicht Gotham oder Central City, also lieber keinen Helden für uns. Was

Unheldenhafteres wie Bayern gibt's wohl eh kaum. Und weil der Himmel mir beweisen will, dass er genauso durchdringlich ist wie die Zeit, kommt jetzt die Sonne raus. Gotcha!
Später schlendere ich in Richtung Café Moritz, ich treffe endlich ein Mädchen, dem ich nicht mal vorlügen muss, ganz normal zu sein. Ich bin jetzt nämlich ganz normal, das habe ich mir fest vorgenommen. Doch plötzlich verändert sich das Licht, es wird nicht wirklich finster, aber man kann nichts mehr erkennen, so als ob sich alles drehen würde, weil man zu schnell aufgestanden ist. Oder zu viel gesoffen hat. Als die Konturen wieder scharf sind, liegt eine junge, blonde Frau am Boden. Ich versuche, ihr aufzuhelfen, ok, ganz kann ich den Helden wohl nicht ablegen – nur kann ich sie nicht berühren, um sie herum scheint eine unsichtbare Barriere zu bestehen, die sich stromlinienförmig um ihren (extrem gut gebauten!) Körper bewegt.
»Ey, fass mich nicht an!«
Na, die scheint ja nett zu sein. Gefällt mir.
»Helden sind wohl out.« Sarkasmus hilft immer.
»Du hast doch keine Ahnung«, kontert die Schöne.
»Ach ja?« Wirklich. *Sie* hat keine Ahnung!
Ich drehe mich weg, schließlich habe ich eigentlich ein Date, die Kratzbürste wird schon...
»Hey, warte mal. Du… warum hast du nicht gefragt, als du mich angefasst hast?«
Ich grinse kurz, dann drehe ich mich um, lächle nur ein bisschen und knie mich vor sie.
»Naja, ich… kann auch sowas. Ich lass es nur nicht raushängen.«
»Ich kann's nicht abstellen. Sag mal… hast du heut Abend schon was vor?«
Ich tue so, als ob ich überlegen müsste, dann willige ich ein. Zweites Date für heute, awesome! Manchmal läuft's einfach.
Abends hole ich sie ab, keine Ahnung, wo wir hinfahren. Irgendwann lässt mich Ashley rechts abbiegen, in eine Seitenstraße. Es sieht aus wie in der typischen Vorstadt, Häuser quetschen sich aneinander als ob's was umsonst gäbe, möglichst viel Grün im Quadratkästchengarten gerettet. Vor einem der Eigenheime halten wir schließlich an und ich weiß, ich will nie Spießer sein.
Wir klingeln an der Haustür und ich frage mich, was wir hier sollen, will sie mich jetzt ihren Eltern vorstellen? Sie drauf ansprechen traue ich mich aber nicht, wir unterhalten uns schon die ganze Zeit so gut über Trendgemüse, sie findet das genauso lustig wie ich. Schon Mal lila Blumenkohl mit Quinoa gegessen?

Es öffnet ein ziemlich großer Herr mit Glatze, der Ashley freundlich und mich misstrauisch beäugt. »Hey, Sausewind, wer ist das denn?«

»Das ist, äh, Toby. Hab' ich heute kennengelernt, keine Sorge, er weiß Bescheid.«

Na wenn Sausewind (Sausewind?!?) das sagt, muss es wohl stimmen.

Wir werden hineingebeten, es riecht nach neuen Möbeln und Kleinkind, alles ist viel zu sauber. In einer Wohnküche sitzen drei Gestalten um einen Tisch, ich fühle mich zunehmend unwohl, was, wenn die irgendwelche Rituale abziehen und ich ihr nächstes Opfer bin? Ashley grinst alle an, als auch der Quadratschädel, dessen Name an mir vorbeigezogen war, auf einem Stuhl sitzt, deutet meine Kidnapperin auf mich.

»Hey, also an alle, das hier ist Toby, und, naja, er ist… wie wir. Toby, das sind Sirenenmäulchen, Stinkegeist und Flammenauge, Metal-Head kennst du ja schon.«

Ein bisschen verlegen nicken mir alle zu, meinem *Date*(?) scheint die ganze Nummer langsam peinlich zu werden.

»Äh Ashley, was genau wollen wir hier?«

»Du meintest doch, wegen deiner Kraft und so, dass du Probleme hast. Deswegen haben wir die SuSe ja gegründet.«

»SuSe?«

»Na die Superheldenselbsthilfegruppe, kurz SuSe. Können uns ja schlecht SS nennen.«

Ich blicke entgeistert erst Ashley und dann die vermeintlichen Helden am Tisch an. Sie grinsen nun etwas selbstbewusster in meine Richtung, mir ist das alles zu doof. Ich brauche keine Hilfe, schon gar nicht von diesen Schwachmaten.

Ich mache kehrt und laufe raus, nur weg hier, warum bin ich eigentlich hergekommen, ach ja, Ashley, klar läuft sie hinterher.

»Hey, was soll das denn, ich hab's doch nur gut gemeint!«

»Du hast echt gar nix kapiert! Ich will den Scheiß loswerden und nicht mit irgendwelchen Freaks Superheldenselbsthilfegruppe spielen!«

»Na dann renn halt weg, scheint ja ganz gut zu klappen für dich!«

Warum müssen Frauen eigentlich immer austicken, wenn ich weg will? Anstatt in mein Auto zu steigen, gehe ich zu ihr und nehme sie in die Arme, was wegen ihrem komischen Schutzschild

nicht wirklich funktioniert. Ich sehe eher aus, als ob ich einen indianischen Fruchtbarkeitstanz um die Unberührbare aufführe. Darüber muss sie – zum Glück! – lachen.
»Sag mal, du hast mir gar nicht gesagt, was du eigentlich kannst…?«
Sie schaut aus schwarz umrandeten blauen Augen schüchtern zu mir hoch, ihre Schminke ist verschmiert. Ich halte erstmal die Klappe. Dann kann ich aber nicht widerstehen und, ja, es klappt noch, ich lasse die Zeit um uns herum langsamer werden, so langsam, dass ich die Luft, die sich um ihren Körper jagt, sehen kann. Ihre Barriere besteht aus Wind – ja klar, Sausewind, logisch. Vorsichtig strecke ich meinen Arm durch eine Lücke im wirbelnden Panzer, nehme ihre Hand in meine.
Und weil unsere Geschichte von da an nur noch kitschiger wird, bleibt der Rest besser unausgesprochen.

Lena Fischer

Bernhard Appelbaum of the Dead
Oder das große Unglück des kleinen Mannes

Bernhard Appelbaum hatte viel Pech in seinem Leben.
Es hatte damit angefangen, erinnerte sich Herr Appelbaum, dass er bei seinem besten Freund übernachtet hatte, als sich sein Vater in einen Werwolf verwandelt hatte und verschwunden war. Sein Pech zog sich durch bis hin zu diesem Nordseeurlaub, den er sicherlich auch noch bereuen würde.
Herr Appelbaum schlurfte zum Bäcker und dachte an die alte Kinderpuppe, die er vierzehnjährig auf einem Trödelmarkt entdeckt hatte. In der Überzeugung, sie sei eine Mörderpuppe oder zumindest besessen von dem Geist eines Mörders, hatte er sie gekauft und so lange wartend, hoffend, bangend aufbewahrt, bis er sie fortgegeben hatte, um einem Mädchen keinen Zweifel an seiner Männlichkeit zu geben. Nur kurze Zeit später war der neue Besitzer in eine Nervenheilanstalt eingeliefert worden.
Auf dem kleinen Balkon der Ferienwohnung deckte Herr Appelbaum das runde Tischchen mit ostfriesisch-blauem Geschirr ein, kochte kräftigen Tee und stellte das Sahnekännchen bereit. Er

hatte Einladungen zu mysteriösen Partys angenommen, die sich als viel zu banale Teenager-Veranstaltungen entpuppt hatten – ganz ohne Serienmörder. Für jeden dieser Abende hatte er sich perfekt vorbereitet: Er kannte jeden Winkel, jedes Schlupfloch, jeden strategisch wichtigen Angriffs- und Verteidigungspunkt; er trug das optimale Schuhwerk, beweglich und zugleich standfest mit ausgeprägtem Profil; er wusste, welche typischen Party- und Haushaltsgegenstände sich bestmöglich als Waffen verwenden ließen. Alles umsonst.

In der Ferne kreischten die Möwen. Ansonsten war es ruhig, aber nicht zu ruhig. Die kleine Insel hüllte sich in genau den Grad der Ruhe, der – zu Herrn Appelbaums Bedauern – noch keinen Argwohn erregte.
Und dennoch widerfuhr Bernhard Appelbaum das größte Unglück in diesem Sommer.

Nach einem ereignislosen Strandspaziergang kehrte Herr Appelbaum im Gasthaus »Zur Meerjungfrau« ein (von der Hoffnung, einer wahrhaftigen Meerjungfrau zu begegnen, hatte er sich längst verabschiedet), aß lustlos den frisch gefangenen Fisch, schlurfte zurück in seine Ferienwohnung, legte die Füße hoch und schaltete gelangweilt den Fernseher ein.
Nachrichten.
Sondersendung.
Gewaltausbrüche in Hamburg, seiner Heimatstadt. Gewalttätiger Wahnsinn. Unerklärliche Massenhysterie.
Herr Appelbaum schnellte hoch.
Unerklärliche Massenhysterie? Die Fernsehbilder zeigten kreischende, rennende, blutverschmierte Menschen, ein Chaos in der HafenCity.
Das war keine unerklärliche Massenhysterie. Das war eine Epidemie 2. Klasse, wusste Bernhard Appelbaum. Urbane Gegend? Check. Nur wenige Häuserblocks? Check. Unter 100 Infizierte? Check. Eindeutig eine Epidemie 2. Klasse. Aber was für ihn selbstverständlich war, war ohne Zweifel noch ein Rätsel für die örtlichen Behörden. Also wählte Herr Appelbaum pflichtbewusst die Nummer der Hamburger Polizei.
»Das sind Zombies«, sagte er und legte zufrieden auf.

Er drehte den Ton der Nachrichtensendung wieder auf und wartete gespannt auf die nächsten Schritte, die ja nun, mit dem neuen Wissen über die genaue Art der aktuellen Situation, unweigerlich eingeleitet werden mussten: Die Bevölkerung musste über Waffen und Kampftechniken informiert und standardisierte Anweisungen zur Verteidigung von Privatwohnungen verteilt werden. Eine partielle Stadtflucht musste organisiert werden, um einen gezielten Angriff ohne Kollateralschäden durchzuführen und die Gefahr zu bannen. Noch war der Ausbruch ohne Probleme einzudämmen.

Herr Appelbaum wartete weiter.

Nichts passierte. Kostbare Minuten verstrichen ungenutzt. Dabei war doch die Zeit der kritische Faktor bei einem Ausbruch.

Der Nachrichtensprecher übergab an seine Kollegin Katharina Landangst im Marienkrankenhaus nördlich der HafenCity. Frau Landangst berichtete über verängstigte Patienten, ratlose Ärzte und zahlreiche Bisswunden.

Bisswunden, das war doch jetzt aber wirklich eindeutig. Herr Appelbaum schüttelte fassungslos den Kopf. Wenn er nur da wäre, dann könnte er das Krankenhaus evakuieren und die Infizierten dort einsperren. Aber die Ärzte vor Ort nahmen arglos die tickenden Zeitbomben auf und versorgten sie. Die ersten Patienten mit Bisswunden kamen vor etwa eineinhalb Stunden, informierte Frau Landangst ihre Zuschauer. Das war interessant: Die Inkubationszeit war damit – im Vergleich zu den gängigen Vorstellungen, die zum Teil von wenigen Sekunden ausgingen – relativ lang.

Im Studio verkündete der Sprecher, es gäbe noch keine offizielle Erklärung oder Stellungnahme, die Polizei sei aber mit 500 Einsatzkräften mit Schwerpunkt HafenCity unterwegs und die Bürger seien aufgefordert, in ihren Wohnungen zu bleiben.

Wäre er jetzt in seiner Wohnung in Hamburg, könnte Herr Appelbaum sehr gut dortbleiben und das auch sehr lange. Er hatte Konserven für 350 Tage (für eine Person), sowie Babynahrung, Windeln und Damenhygieneartikel (für den Fall, dass er die alleinerziehende Mutter mit Kind aus der Wohnung unter ihm bei sich aufnähme). Das wichtigste zunächst wäre aber Wasser, das er sogleich in die extra dafür vorgesehenen Behältnisse füllte, damit er möglichst lange nicht an das abgepackte Wasser müsste. Obwohl es vorerst reichte, die Türe zu verschließen ginge er zum Supermarkt direkt gegenüber und nähme sich möglichst viele Einkaufswagen, die das

Treppenhaus und den Flur zu seiner Wohnungstür blockieren würden, sobald es nötig wäre. Bei dieser Gelegenheit kaufte er so viel Frischeprodukte als möglich und brächte alles in Ruhe (denn eine Massenpanik ist nach den Medienberichten und seiner sorgfältigen Kalkulation zu diesem Zeitpunkt noch nicht ausgebrochen) mit dem Aufzug hoch zu seiner Wohnung. Er schlösse die Türe ab und schaltete den Fernseher ein und beobachtete – so wie er es jetzt auch tat – mit Fassungslosigkeit die Unfähigkeit in den Nachrichten, während er alle Krankenhäuser, staatlichen Anlaufstellen sowie erneut die Polizei anriefe, um sie über die aktuellen Geschehnisse aufzuklären.

Herr Appelbaum legte auf, alle Nummern in seinem Telefonbuch hatte er angerufen, jede örtliche Behörde und relevante Einrichtung war informiert.
In den Nachrichten hatte inzwischen wieder Frau Landangst im Marienkrankenhaus das Wort. Sie saß zusammengekauert in einem Abstellraum und flüsterte panische Worte von menschenfressenden Angreifern und abgerissenen Gliedmaßen, während sich eine Blutlache unter der Türe ausbreitete.

Herr Appelbaum blickte auf die Uhr. Zwischen 120 und 180 Minuten lag also die Inkubationszeit. Interessant.
Dann schlief er ein.
Als er wieder aufwachte erzählte irgendein Autor selbstgefällig, dass es sich hierbei nicht um eine chemische oder biologische Ursache handeln würde, sondern um eine rein psychologische, angefacht von der Frustration über eine unterdrückende Gesellschaft, während er sein neues Buch in die Kamera hielt. Zum Glück wurde er von dem zusehends nervöser werdenden Nachrichtensprecher unterbrochen und die Übertragung zu ihm zugunsten eines Handy-Videos unterbrochen. Das wackelnde, immer wieder unscharf werdende Video zeigte einen großen glatzköpfigen Mann, der mit einem zur Seite gebrochenen Fuß über einen leeren Platz schlurfte, eine Axt hinter sich her schleifend. Die Kamera zoomte auf das Gesicht des Mannes, dem eindeutig ein sehr großes Teil fehlte. »Scheiße«, keuchte der Filmende, schien nach hinten zu stolpern und stieß scheppernd etwas um. Der Zombie blieb stehen (er reagierte offensichtlich primär auf Grundlage seines Gehörs), blickte in Richtung Kamera, drehte schwerfällig seinen Körper und bewegte sich langsam, aber konstant auf den Filmenden zu. Der hatte ungefähr noch

eine Minute, um das Weite zu suchen, schätze Herr Appelbaum, maximal eine Minute und fünfzehn Sekunden.

Das Fernsehstudio war inzwischen erfüllt von hektischen Stimmen im Hintergrund. Der Sprecher versuchte, die Ruhe zu bewahren und kommentierte, das Internet sei voll von vergleichbaren Videos. Aus dieser Information sowie dem Ort des gerade gezeigten Bildmaterials (München – das kommt davon, wenn man den Flug- und Bahnverkehr nicht einstellt) schloss Herr Appelbaum, dass es sich inzwischen um eine Epidemie der 3. Klasse handelte. Ein solcher Angriff und die Dauer, bis man ihn niedergeschlagen hat, konnte mehrere Wochen, sogar Monate betragen.

Es wäre nun an der Zeit, bei Frau Boil zu läuten und sie und ihre Tochter zu sich in die Wohnung einzuladen. Im Anschluss richtete er die Absperrung aus Einkaufswagen ein, nähme sein Set Wurfsterne an sich sowie zwei Brecheisen, eine kleine Flasche Kerosin und einen Bunsenbrenner, und ginge hinaus an die Front. Er verließe die Wohnung ohne Probleme mit einer Strickleiter, über die er auch wieder zurückkehren konnte.
Auf den Straßen benötigten sie eindeutig seine Hilfe, wie die aktuellen Fernsehbilder zeigten. Ein Zombie erwischte eine fliehende junge Frau an ihren langen Haaren und zog sie zu sich in Bissweite. Herr Appelbaum hätte Frau Boil längst die Haare abrasiert und ihr enganliegende Kleidung (Größe 36, lag bereit) gegeben, damit sie für den Fall einer spontanen Flucht bestmöglich gerüstet war. Ein Polizist schoss einem Zombie ins Bein, der strauchelte kurz, stand wieder auf und setze, nur wenig verlangsamt seinen Angriff fort. Doch nicht das Bein, stöhnte Herr Appelbaum, das Gehirn musste zerstört werden! Er konnte kaum mehr ruhig sitzen bei so viel Unfähigkeit. Das nächste Fernsehinterview ließ ihm dann den Kragen platzen. Ein aufgebrachter Mann erzählte dem Reporter, dass er gebissen wurde von seiner eigenen Ehefrau. Das läge inzwischen zehn Stunden zurück, seine Frau hätte er auch nicht mehr gesehen, er würde jetzt zu seiner Freundin nach Büsum fahren und so weiter, bis der Reporter ihn zurück auf sein Motorrad entließ und ihm alles Gute wünschte. Zehn Stunden ohne Symptome! Das war den bisherigen Informationen nach ein wahrscheinliches Anzeichen für Immunität, das nicht erkannt wurde. Der Mann war inzwischen längst fort, verschwunden zwischen stehenden Autos,

laufenden Menschen und weinenden Kindern, und mit ihm die schnelle Hoffnung auf ein Heilmittel. Nur weil diese Menschen dort nicht richtig handelten.

Da fasste Herr Appelbaum einen Entschluss, stand auf, zog seine Jacke und die beweglichen und zugleich festen Schuhe an, schulterte den – natürlich nicht ausgepackten und das wichtigste umfassenden – Rucksack.
Er marschierte zum Hafen, brach in eine der Fischerhütten ein, suchte und fand den Schlüssel für einen Kutter sowie anschließend das entsprechende Schiff selber, betrat es, startete es und verschwand in die Dunkelheit, Kurs Richtung Küste. Er hatte einen Plan, er war vorbereitet. Er, Bernhard Appelbaum, würde sein Pech umkehren und die Welt retten.
Dachte er.

Anna Appel

Tankstellenbegehung

Warum haben Menschen, die sich an Tankstellen aufhalten, immerzu einen extrem angestrengten und genervten Gesichtsausdruck? Ganz entgegen Leibniz, der dachte, dass wir in der *besten aller möglichen Welten* leben, gehen viele Menschen – besonders dann, wenn sie Tankstellen aufsuchen - wohl eher vom Gegenteil aus.
Ich sitze auf einem Stein vor einer Tankstelle. Die Sonne brennt eindeutig zu heiß auf meinen Nacken und ich bin nicht eingecremt. Das bereitet mir Angst – natürlich, denn ich habe hypochondrische Züge. Ich könnte es auch so formulieren: Ich leide unter Hypochondrie, jedenfalls von Zeit zu Zeit. Aber eine beiläufige Bekannte, die sich selbst als Hobbypsychologin bezeichnet, hat mir erklärt, dass man eine positive Sichtweise auf die Dinge einnehmen muss, damit sie für einen selbst zu etwas Positivem werden. Momentan überlege ich, wie ich das finden soll. Der Tankstellengeruch bereitet mir Kopfschmerzen.

Und ich stelle mir vor, wie meine Bekannte im rosafarbenen Feenkleidchen vor mir steht, mich belehrend anschaut, auf diese scheinheilige Art und Weise, und dann plötzlich breit grinsend

einen Zauberstab zückt – so einen, wie ich ihn mir als kleines Kind im Spielzeugladen aussuchen durfte: lilafarben mit Glitzer innendrin, welcher bei jeder Bewegung des Stabs verdächtig hin- und herschwappt. Sie wedelt ein paar Mal mit ihrem Zauberstab, ihr breites Grinsen weiterhin im versteinerten Gesicht tragend, und ohne dass sie ihre Lippen zu bewegen scheint, sagt sie mit einem irritierend freundlichen Unterton in der Stimme: „Du musst die Hypochondrie akzeptieren. Werde ihre Freundin! Du wirst sehen, dass sie dir etwas Bestimmtes mitteilen will."

Im Tankstellenshop steht ein Mann. Wenn ich gerade nicht unglaublich beschäftigt wäre, würde ich bemerken, dass er eine für Orte wie Tankstellen eindeutig viel zu fröhliche und entspannte Miene aufgelegt hat, als er seinen Beleg entgegennimmt.
Natürlich wüsste ich nicht, dass genau das sehr seltsam ist: Dass der Mann, der nun so ausgelassen die schwere Eingangstür des Tankstellenshops nach außen drückt, Autos überhaupt nicht gerne mag, sich jedoch aus irgendeinem Grund an Tankstellen immer besonders wohlfühlt. Doch da ich ihm keine größere Beachtung schenke, spielt all das ohnehin keine Rolle.

Was mir allerdings sicherlich auffallen würde: Der Mann wirkt auf die Art und Weise sympathisch, wie man sie von guten Freunden kennt. Und er sieht absolut furchtbar aus – so sehr, dass es schon wieder interessant ist. In solch platten Formulierungen manifestiert er sich nämlich, der so genannte allererste Eindruck von einer Person. Jedenfalls an Tankstellen, wo die Motorengeräusche und der beißende Geruch alles andere überdecken, darf man von einem allerersten Eindruck nicht mehr erwarten.

All das entgeht mir jedoch völlig. Auch, dass der Mann beim Loslassen der schweren Eingangstür innehält, mit leicht verzerrtem Gesicht an den Tresen zurückkehrt und seinen Wert-Bon im Wert von fünfzig Cent, den er soeben beim Toilettengang erhalten hat, gegen einen Schokoriegel eintauscht. Vielleicht ist er arbeitslos, so würde ich denken. Man sagt mir nach, dass ich eine gute Beobachtungsgabe besitze. Was hilft jedoch eine gute Beobachtungsgabe, wenn man sie nicht nutzt?

Jedenfalls beobachte ich den Mann nicht und er sieht mich gar nicht, weil wir beide wie gebannt nach unten starren, als er jetzt gerade an mir vorbeiläuft. Würde mein Leben in irgendeiner Art

und Weise anders verlaufen, wenn wir uns in die Augen blicken würden? Würde sein Leben dann anders verlaufen? Würde er mich womöglich fragen, warum ich auf einem Stein vor einer Tankstelle sitze und worauf ich eigentlich warte? Würden unsere Leben anders weitergehen, wenn wir nicht beide in diesem Moment mit unseren Smartphones beschäftigt wären?

Die Aufgabe: *Unser Leben ist voll mit Dingen und Ereignissen, die das Erzählen lohnen. Erinnere Dich an eine von gestern.*

Rahel Eisenmann

Neben-Sache

Eigentlich ist es nur ein kurzer Moment, ein Moment wie die Spiegelung eines Rings an der Wand bei überraschendem Sonnenblinzeln, nicht herbeigeführt, sondern einfach da. Eine kleine Bewegung, kurz, leicht, einmal, zweimal, linker Fuß von ihr aus gesehen, also rechter Fuß aus seiner Perspektive. Jetzt links, einmal, zweimal, nur die Zehen, nicht der ganze Fuß, während die Worte seines Vortrags an ihr vorbeiplätschern: rechter Fuß, linker Fuß, zweimal rechts, einmal links, kurzer Stopp. »…will man in Anbetracht der fortschreitenden Globalisierung…« der rechte Fuß setzt wieder ein und sie wartet auf das Tippen des linken, während sie registriert, dass ihre Spiegelung fehlt. Der vertraute Finger ist leer; - linker Fuß zweimal.

»Sprechen, eine Erregung«

Ein Seminar mit Ulrike Almut Sandig und Jan Valk

Liebe Sprech-Erregungsspezialisten,

als Jan und ich im letzten Sommer in meiner Berliner Küche saßen und unser Thema ausknobelten, das euch und uns einige Monate lang begleiten sollte, ahnten wir noch nicht, dass wir irgendwie einen Nerv getroffen hatten. Wir hatten einfach Lust auf lustvolle Texte, in denen die Sprache in all ihrer Opulenz die Regie übernehmen würde. Wir wollten Kalauer, Krampf und Kotzerei und noch ganz andere Sachen, von denen wir irgendwann in der Grundschule einmal gelernt hatten, sie gehörten nicht in die Literatur. Seitdem haben wir selbst einiges gelesen, geschrieben und publiziert und werden seit ein paar Jahren auch wieder verstärkt an die zerstörerische Kraft der Sprache außerhalb der Literatur erinnert. Trotzdem, oder gerade deshalb: Wir hatten Lust auf geschriebenen und gesprochenen Exzess. Denn wozu sich mit Literatur beschäftigen, wenn sie einen nicht vollkommen wegbläst? Wozu Literatur, wenn sie nicht in der Lage ist, mit den Hufen auszuschlagen, sich loszureißen und vollkommen durchzugehen, um genau in dieser Zügellosigkeit der Wirklichkeit auf Augenhöhe gegenüberzutreten? Hier noch einmal die Ausschreibung unseres Prosaworkshops:

> Etwas fällt vor, das nicht mehr loslässt: eine Kränkung, die nicht zu verarbeiten ist (Rache!). Ein Einfall, der sich verselbständigt und zur fixen Idee wird (Ohrwurm!). Ein Gegenstand, in dessen Besitz man gelangen muss, ein Mensch, den man besitzen will - um jeden Preis (Fetisch! Begierde!). Gemeinsam möchten wir an Texten arbeiten, in denen eine Entfesselung stattfindet, in denen etwas eintritt, das unkalkulierbare Konsequenzen hat. Geschichten, in denen der Erzähler/die Erzählerin oder eine Figur sich den sprichwörtlichen Film fahren, der nichts mit Kino zu tun hat. Die Literaturgeschichte ist voll von solchen Vorfällen - von Medeas »Kurzschluss«, ihrem grenzenlosem Zorn auf Jason, über Poes Erzähler im The Tell-Tale Heart, der das Auge seines Nachbarn plötzlich nicht mehr ertragen kann bis zu Bernhards Holzfällen, wo der Sprecher sich an den Ritualen und dem Habitus einer verhassten Festgesellschaft festfrisst und einen unfassbaren stillen Monolog abfeuert. Immer wird hier wahlweise Handlung entfesselt - oder eben Sprache, die plötzlich unkontrolliert fließt,

> kreist, sich assoziativ entzündet, die einzuholen versucht, was faktisch nicht mehr einzuholen ist. Es geht uns um absolute Fixierung (von Haben- bis Töten-Wollen) - und um den daran geknüpften Kontrollverlust, wenn andere Kräfte als die Vernunft die Regie übernehmen. Kurz: Wir suchen gemeinsam nach Techniken und Funktionsweisen, die eigene Geschichte durchbrennen zu lassen.

Im vergangenen September erreichte uns jeweils ein Paket mit neunundfünfzig Einsendungen. So viele Studierende bayerischer Universitäten hatten sich von unserem Ausschreibungstext anregen lassen, literarische Texte mit dem Subtext »Sprechen – Eine Erregung« zu verfassen und einzureichen. Wir lasen uns durch den Bewerbungsstapel, grübelten, sortierten, lasen noch einmal, staunten und wunderten uns auch mal. Schließlich hatte wir derart kluge und überraschende Geschichten herausgefischt, dass wir die Professorin und Professoren Stephanie Waldow (Universität Augsburg), Clemens Pornschlegel (LMU) und Martin Huber (Universität Bayreuth) auf dem gemeinsamen Jurytreffen vermutlich wahnsinnig machten, weil wir in unseren Bemühungen, keine einzige Begabung zu übersehen, die Sitzungszeit schamlos überzogen. Sorry, not sorry, an alle Professoren, die uns zustimmen werden, dass es sich gelohnt hat. Unser aufrichtiger Dank, Studierende sehr verschiedener Fachrichtungen für unser Thema begeistert und ermutigt zu haben, sei ihnen an dieser Stelle zugedacht. Der Beweis für die Qualität, Experimentierfreude und Vielseitigkeit der literarischen Texte derjenigen, die wir in unseren Prosaworkshop aufnehmen konnten, liegt in diesem Ordner vor. Und wenn wir eingangs sagten, wir hätten mit unserem Ausschreibungsthema »Sprechen – Eine Erregung« einen Nerv getroffen, wollten wir damit nicht uns selbst auf die Schultern klopfen. Denn es ist unser eigener Nerv, der in den Wochenenden in Bayreuth, München und Augsburg wieder und wieder getroffen wurde, und zwar von niemand anderem als euch, den Autoren und Autorinnen dieses Readers. Als Leitende dieses Prosaworkshops der Bayerischen Akademie des Schreibens waren wir die ersten Leser eurer literarischen Texte. Und als solche möchten wir euch zurufen: Macht genau da weiter, wo ihr auf eurer fulminanten Abschlusslesung in Regensburg aufgehört habt! Lasst euch erregen, aber bleibt die aufrichtigen Menschen, als die wir euch kennengelernt haben. Lasst euch nicht einreden, ihr müsst literarischen Standards entsprechen. Setzt die Standards, an denen ihr

gemessen werden wollt, selbst. Wenn ihr einen fünfhundertseitigen Roman schreiben wollt, haltet durch und schreibt ihn. Wenn ihr euer Herz an die kurzen Erzählformen verliert, lasst euch nicht einreden, sie wären nur halb so viel wert, nur weil sie kürzer sind. Lasst euch auch nicht einreden, ihr müsstet alle hauptberuflich Schriftsteller werden, Preise gewinnen und Agenturverträge unterschreiben. Macht das alles nur, wenn es euch glücklich macht, aber wirklich nur dann. Ihr könnt auch gute Literatur aus der Rückendeckung eines Berufes heraus schreiben, die Literaturgeschichte ist voller Schreibender mit Berufen, vom Apotheker bis zum Pathologen ist alles dabei. Lasst euch ebenso wenig einreden, ihr müsst unbedingt veröffentlichen. Nichts ist schlecht daran, seine Schätze für sich zu behalten und nur denen zu zeigen, die man liebt. Aber wie und unter welchen Umständen auch immer ihr schreibt, und damit sollen diese vielen Ratschläge auch ein Ende haben: Setzt dieser verquasselten, verunsichernden, verwirrenden Gegenwart eure klare Sprache entgegen.

Ulrike Almut Sandig und Jan Valk

Alisha Gamisch

Monachia

Im Saal ist es still. Ich war schon lange vor allen hier. Ich habe die Schritte gehört, die sich im Gang beweisen wollten, dass es etwas Wichtiges in Bewegung zu bringen gilt. Die ruhelos von links nach rechts geklopft sind, im Gang auf und ab. Ich weiß worum es heute geht, es wird immer wieder darum gehen, und auch wenn es heute um diese eine spezielle Angelegenheit geht, dann geht es doch vor allem um das Prinzipielle. Die Tonhöhen im Saal verheißen Gutes. Er hat sich fast lautlos gefüllt. Der Bürgermeister ist hereingekommen wie alle anderen. Hat sich ganz vorne platziert. Die Personen sind mit ihm hereingeschwappt, sitzen und schweigen und sehen mehr oder weniger gebannt auf das Rednerpult, an dem sich ein hagerer Mann mit Geheimratsecken und Brille bereit macht, etwas zu sagen. Hinter ihm streckt die Monachia ihren Kranz in die Luft. Das Gemälde scheint sich einen Witz draus zu machen, dass der Mensch da vor ihm so unsicher ist. Meine Stimmung ist gut, es könnte eine unterhaltsame Sitzung werden. Ich bewege mich auf die Galerie zu, geselle mich zu denen, die nichts zu sagen haben, und betrachte das Schauspiel von oben. Mein langes Kleid legt sich um den Sitz. Ich lehne mich zurück, die Erwartung auf Amüsement kribbelt in mir. Das ist das Einzige, was mich noch treibt. Der Kitzel des Lachens. Es hat eine Zeit gegeben, in der ich nicht viel gelacht habe, in der Lachen einem Frevel gleichkam. Jetzt kann ich lachen ohne dass es gehört wird. Selbst wenn ich berste vor Lachen. Selbst wenn ich schreie und den Leuten mit den Fäusten mitten ins Gesicht schlage. Es bleibt mir nur das angenehme Gefühl eines lustigen Frosches, der in meinem körperlosen Umriss auf und ab hüpft. Ich richte den Blick nach vorn. Der Mensch dort beginnt, er nestelt an seinem Hemd während er spricht.

»Herr Oberbürgermeister, liebe Kollegen im Stadtrat« – er räuspert sich – »ich wende mich an Sie mit einem Anliegen, das ...« – er wirft einen schnellen Blick auf seine Notizen – »das schon lange überfällig ist, um nicht zu sagen himmelschreiend. Ich kann Ihnen sagen, dass ich selbst ...« – er sieht wieder auf sein Blatt – »dass ich selbst erschrocken bin darüber, wie lange wir nun schon – auch parteiintern – gezögert haben. Doch wir kommen zu einem Zeitpunkt in unserer Münchner Geschichte an dem es unerhört ist, dass wir mit nichts, aber auch gar nichts, an diesen Urvater unseres Freistaates erinnern.« Das Wort ‚unerhört' klingt aus seinem Mund vollkommen

zaghaft. Ich nehme ein Husten aus einer Ecke des Raumes wahr. Es hallt nach hier oben und ich höre jede einzelne Nuance davon. Nehme die gereizte Lungenstimme in mich auf, spüre dem Ärger nach, der daraus spricht und sich subtil dem Redner nähert. »Es kann doch nicht sein«, fährt Lottmann fort, er liest nun alles akribisch ab, »dass wir…dass wir es als Stadt und als Staat noch immer nicht geschafft haben, ihm ein Denkmal zu setzen. Kurt Eisner hat am 8. November 1918 gerufen: Die Dynastie Wittelsbach ist abgesetzt! Bayern ist fortan ein Freistaat! – Und hat sich damit zum Begründer unseres heutigen demokratischen Systems gemacht.«
»So a Gschmarrn!«, tönt es sofort aus jener Ecke, aus der das Husten kam. »A Bolschewik war er!« Es ist herausgeplatzt aus den Stimmbändern eines Mannes, mir direkt in die Galerie hinauf und ich filtere die Wut heraus, sauge sie ein, lasse sie in mir herumschwirren wie einen Falter. Ich versuche sie zu verstehen. Her zu mir kleiner Falter, komm setz dich. Erzähl mir, wie du entstanden bist, schon so oft in diesem Raum? Der Bürgermeister erhebt sich streng: »Ruhe im Saal! Das Wort liegt bei Herrn Lottmann.« Lottmanns Nasenspitze läuft rosa an. Er holt Luft. Ich lasse die Wut in mir flattern, fahre ihre aufgebrachten Flügelblätter nach, schließe sie ein in der Erinnerung einer Hand. Ich höre zu, Lottmann. Du weißt es nur nicht. Seine Augen liegen auf dem Blatt, die Stimme schwingt in aufgeregtem Singsang. »Es ist dringend an der Zeit, Verleumdungen über Kurt Eisner ein für alle Mal den Boden zu entziehen. Dass er ein *galizischer Ostjude gewesen sei* oder verantwortlich für die *Opfer der Revolution, solche Lügen werden immer noch verbreitet.« Lottmann sieht dabei zum ersten Mal wieder auf und wirft seinen vorwurfsvollen Blick ins Publikum. Wachsende Unruhe springt über die Köpfe hinauf zu mir. Ich gebe den Wutfalter wieder frei und heiße sie willkommen, die Unruhe, streichle ihr das verstrubbelte Haar. Unruhe zählt zu meinen liebsten Stimmungen. Sie ist so weise, sie kündigt etwas an und verzweifelt daran.*
Während ich die Unruhe umfasse, abtaste, in alle Richtungen drehe, beobachte ich die Menschen in der Galerie. Neben mir sitzt eine junge Frau. Sie schreibt die ganze Zeit etwas in ihr Notizbuch und sieht kaum auf. Es hat eine Zeit gegeben, in der ich sie anziehend gefunden hätte. Ihre Nase, etwas gekrümmt, eine feine zielstrebige Linie. Sie sieht mich nicht. Ihr kurz geschnittenes Haar spitzt sich im Nacken zu und wird vorne länger. Die Spitzen sind lila gefärbt. Eine Farbwelle. Das sehe ich häufiger in letzter Zeit. Ich muss lachen. Die Vorstellung, dass ich damals so eine Frisur getragen hätte. Ein simpler Kurzhaarschnitt ist heute nicht mehr revolutionär genug. Damals war es ein Schlag ins Gesicht der Gesellschaft. Ihre Schultern stecken in dicken Polstern, die ihr Kreuz breit wachsen lassen und

dynamisch. Reizend. Ich denke an mich, wie ich das erste Mal Hosen trug, wie hätte ich diese Polster geliebt. Ich denke an Eisner. Sein Schmunzeln, wenn er Gedichte vorlas. Seine ernste Miene bei allen anderen Dingen. Die hier werden nie wissen wer er war. Was soll so ein Denkmal schon tun? Was suche ich überhaupt hier? Anita, höre ich Eisner sagen, den grauen Bart zupfend, wir müssen erst die Seelen umbilden. Ich sehe mich, scharf zurückwerfend: Kurt, wir müssen erst die Geschlechter umbilden. Ich höre ihn lachen. Tief und aus dem Bauch heraus. Da ist der Grund.

Die Frau neben mir setzt sich dicke kreisrunde Knöpfe auf die Ohren, sie werden Kopfhörer genannt, habe ich die jungen Leute sagen hören. Sie werden an ein Gerät gesteckt, in dem eine Kassette liegt. Wie eine Filmrolle, nur dass nichts gesehen werden kann. Wofür? Sie wollen die Musik mit sich herumtragen wie ein Schutzschild. Will sie denn nicht hören, was der Lottmann zu sagen hat? Oder ist es ein Akt der Rebellion – sich mit Musik abzuschotten? Sie macht mich neugierig.

Lottmann liest weiter vom Blatt seine Rede in die Stuhlreihen des Sitzungssaals. Ob die Frau mit den Schulterpolstern etwas davon hört, kann ich nicht sagen, ich fühle keine Schallwellen. »Das adäquate Mittel für eine Rehabilitation Eisners müssen wir in dieser Denkmalinitiative sehen.«, sagt Lottmann, »Ein Denkmal ist dafür da, die Menschen, die daran vorbeigehen, zu erinnern, zu mahnen und gleichzeitig ist es eine Positionierung der Stadtregierung, es sagt: Nehmen Sie sich Zeit und lesen Sie nach, was dieser Name zu bedeuten hat, denn es ist wert, ihn zu kennen. Es ist an der Zeit für eine würdige Gestaltung eines Denkmals für Kurt Eisner.« Lottmann blickt jetzt selbstbewusst in die Runde. Im Publikum geht Gemurmel los. »Mir ist klar, dass das nicht unkommentiert geschehen kann.«, wirft er rasch nach, »Meine Hoffnung ist, dass die Denkmalinitiative zu einer öffentlichen Debatte führen wird, die letztendlich das gesellschaftliche Bild Eisners endlich ins bessere Licht rückt.« Im rechten Teil des Raumes beginnen mehrere Herren laut zu diskutieren. Ihre Stimmen hallen zu mir, ich sauge sie ein. Herr Lottmann wirkt wieder nervöser. Ein hilfloser Blick zum Bürgermeister, dann flüstert er fast: »Herr Dr. Hundhammer.« Einer der Männer dreht sich abrupt von seinem Gesprächspartner um. »Herr Hundhammer. Sie verwenden zum Beispiel den Namen Eisner-Kosmanowski. *Ist Ihnen … ist Ihnen bewusst, dass das ein erfundener Name ist?« Lottmann sieht, anders kann man es nicht nennen, mit Hundeblick seinen Adressaten an. »Ist Ihnen bewusst, dass er insbesondere in den Geschichtsbüchern von 1923-1945 zu finden ist? Es wäre hilfreich, wenn in der Debatte zumindest eine gute Recherche von Ihrer Seite betrieben würde.« Er hält sich am Pult fest, erschrocken von seiner eigenen Kühnheit.*

Ein Tumult bricht los. Er breitet sich aus von den Männern in der Ecke und erfasst die Stimmung des Saals. Herr Hundhammer steht auf und streckt Lottmann den Zeigefinger entgegen. »Lehn dich nicht zu weit aus dem Fenster, Lottmann!« Auch neben ihm stehen die Männer auf und schreien durcheinander. Es schallt zu uns in die Galerie, die Töne falten sich auf in ihr emotionales Spektrum. »Linke Schönrederei!«, »Bleder Unsinn!«. Der Stimmenwirbel schraubt sich in unangenehme Höhen.

Die Höhen, um mich herum schwillt es an, dann werden es noch mehr, tausende Stimmen vermischen sich aus acht Jahrzehnten in mir. Sie ziehen mich zurück. Nach damals. Die Zeit, die Monachia, derselbe Ort. Wie die Redaktionen der Zeitungen Sturm läuteten. Das wütende Tippen, der Name Kosmanowski immer und immer wieder. Jude, galizisch, nicht-deutsch. Vaterlandsverräter. Tippen, Drucken, Verteilen. Die Kaulbachstraße voll von Männern in brauner Uniform. Es kämpfen zwei Wahrheiten miteinander. Vielleicht auch mehr. Stimmenwirbel. Ich, wie ich tippe: Wir beantragen die Ausweisung des Österreichers Adolf Hitler wegen Volksverhetzung. Ich, wie ich Lida im Nacken küsse.
Ich sehe, dass die Frau neben mir aufgehört hat zu schreiben. Die Kopfhörer sitzen fest auf dem bunten Haar. Sie sieht interessiert auf die Reihe tobender pummeliger Männer, die aufgebracht ihre Münder bewegen, herab. Sie rümpft die Nase. Ich muss kichern. Was würde ich darum geben sie riechen zu können. Lottmann ist ganz klein da vorne am Pult. Der Bürgermeister steht nun auch. Das Chaos ist kaum zu übertönen. »Meine Herren !«, versucht er es, »beruhigen Sie sich! Setzen Sie sich! Hören Sie den Stadtrat doch wenigstens zu Ende an! Wir sind hier doch nicht am Stammtisch!« Einer der Männer, ein untersetzter mit weißem Stoppelbart und grünem Janker dröhnt höhnisch in Richtung Lottmann: »Er muss was Gscheites reden, dann hören wir zu.« Lottmann, knallrot im Gesicht trommelt mit den zitternden Fingern auf dem Pult herum.
Ich betrachte die junge Frau, deren halb belustigtest, halb empörtes Gesicht sich über die Balustrade der Galerie beugt. Ich sehe mich in ihr. Mich in ihrem Alter, mich in unserm Salon in der Kaulbachstraße, die Leute, die sich umdrehen, nach meinem kurz geschnittenen Haar. Ich mit Sophia, wie wir die Manns fotografieren. In unserm eigenen Salon. Ich mit Minna und Marie, Flugblätter verteilend, ein Recht auf Stimme, auf Sichtbarkeit, in die Köpfe setzend. Ich mit Lida. Ich mit Eisner, Tee trinkend, ich im Rätekongress. Ich verspüre den Drang, den Saal zu verlassen. Es ist keine Resignation, nur die Neugier schwindet. Ich habe das alles schon mal gesehen. Wenn mich die Neugier verlässt, bleibt nichts mehr.

Wen interessiert schon ein Denkmal? Die Säulen, die aus den Städten ragen und markieren und dir sagen, das ist ein Mensch, so sollst du sein. Warum bin ich noch hier?

Das laute Wogen ebbt nicht ab, sie schwirren um mich wie Käfer und meine Langeweile steigert sich in eine wütende Bewegung. Die Frau neben mir spürt es. Zumindest sieht sie zu mir auf. Sie sieht natürlich nichts. Aber für einen Moment denke ich, sie nimmt mich wahr, den kleinen Rest meiner Präsenz. Ihr Blick wird diffus. Sie nimmt die Kopfhörer ab, steht auf und fasst geistesabwesend durch mich hindurch. Sie schaudert. Es könnte sein, dass sie glaubt, ein Déjà-vu zu haben. Ich empfange ihre Angst, ein Mäuschen, das sich hinter meinem Kleid zu verstecken versucht, ein Wort in der Kehle Lottmanns. Sie stolpert, ich sehe Gänsehaut auf ihren Armen. Ich kriege Lust etwas zu tun. Sie hat so große Augen, die versuchen sich etwas zu erklären, es geht nicht, sie rennt aus dem Saal, nicht ohne die Tür zuknallen zu lassen. Doch das hört eh keiner. Ich bin zu alt um Bedauern zu empfinden, ich werde hibbelig. Ich sammele in mir all die Angst, die Wut und all das Lachen. Von unten schreit es: »Der hat mit einem Haufen Linksradikaler, Kommunisten und Anarchisten die Macht an sich gerissen!« – »Das ist doch nicht wahr! So überlegen Sie doch was Sie sagen!« Lottmanns bröckelnde Stimme kommt kaum zu uns durch. Ein dicker Mensch mit Vollbart brüllt zurück: »Ja was moanans denn? So a Denkmal des wär a Zumutung für jeden Altbayern!«
Unten herrscht ein schlimmeres Chaos als damals im Rätekongress. *Ich spüre das Echo aller Emotionen. Sie bündeln sich zu etwas, das mich zwingt zu handeln. Es drängt mich, es ist, als wache ich auf. Ich habe vierzig Jahre lang geschlafen. Mein Ich schwingt sich von der Galerie und zischt, stürmisch, einmal durch die schreienden Männer. Es kribbelt durch mich, die Wut, der verletzte Stolz, die Angst. Lottmann nehme ich noch mit, seine Verzweiflung, und lande in der Monachia. Ich mache mir einen Spaß daraus, aus ihren Augen zu sehen. In mir schwingen die Stimmungen des Saals aufgescheucht durcheinander. Es wird schlagartig still. Der Bürgermeister erstarrt in der aufgebrachten Haltung seiner Fingerkuppen. Die rechte Ecke flattert verwirrt. Die weißen Gesichter blicken hektisch um sich. Lottmann ist auf seinen Stuhl geplumpst. Der Bürgermeister räuspert sich. »Nun, verehrte Damen und Herren.« Seine Stimme zittert leicht. Ich muss grinsen. Verblüffung kennt er wohl nicht gut. »Lassen Sie uns diese kindische Debatte unterbrechen«, sagt er, »und uns auf unsere Pflichten besinnen. Wir stimmen ab. Wer ist für das Denkmal?« Während sich im Saal mehr und mehr Hände durch die*

verwirrte Stimmung heben, pruste ich los, biege mich vor Lachen, verschwimme mit den Farben des Gemäldes, ich streiche mich selbst an die Leinwand, mein Denkzettel, ich fahre die feinen Linien und Flächen entlang. Aus der offenen Hand der Monachia forme ich eine Faust.

Jasmina Zakaria

Die brennende Masse

Ich lag zusammengekauert unter einem der Biertische. Mein Bein war eingeschlafen und machte sich bemerkbar. Nein, ich kann mich jetzt nicht bewegen! Aber wir müssen hier schon ewig liegen…vielleicht kann ich mich doch ein bisschen bewegen. Ich drehte vorsichtig mein Bein und lag nun direkt neben Nina. Als die Schüsse fielen hatte ich sie am Handgelenk gepackt und sie unter den Tisch gezerrt. Woher hatte ich diese Eingebung? Da lagen wir nun nebeneinander, aber ich konnte immer noch nicht ablesen, was Nina fühlte. Ihr wird's wohl genauso gehen. Ich hatte gebetet, gefleht, an meine Familie gedacht, mit den Tränen gekämpft, den Würgereiz unterdrückt, die Schnappatmung besiegt. Wahrscheinlich hatte das niemand mitbekommen. Wird Gott dich wohl gehört haben? Wird er dich überhaupt beachten, dich bekennende Atheistin, die bei jeder Gelegenheit Zweifel und Kritik an der Kirche äußert, die heute zum ersten Mal gebetet hat? Ich reckte meinen Kopf ein wenig, um zu sehen, wo die anderen waren. Ich sah Markus und Corinna vor uns liegen, beide bewegungslos. Corinna hatte die Augen geschlossen. Sie ist sehr gläubig, sie betet sicherlich auch. Aber ihr Gebet wird wohl erhört. Lass das, hör auf sowas Trauriges zu denken. Denk an etwas Fröhliches. Familie! Meine Familie! Die werde ich vielleicht nicht mehr wiedersehen. Ich sah meine Schwester am Mittagstisch einen Witz erzählen und uns alle lachen. Oh Gott, wie schrecklich, ich weiß nicht, ob ich sie wiedersehe. Ein Felsbrocken drückte auf meine Brust, ich konnte nicht mehr richtig atmen. Beruhig dich! Oder er hört dich! Er, er, ich hatte ihn gesehen, ich hatte diesen wilden, verrückten, fixen Ausdruck in seinen schwarzen Augen gesehen. Wieder eine dieser Eingebungen, woher kamen die? Mein Bauch hatte sich zusammengezogen als sich unsere Blicke trafen. Woher wusste ich so genau, dass er es war? Es hätte jeder sein können. Nein, er war es, ganz sicher, ganz ganz sicher. Mein Bauch hatte sich zusammengezogen, aber ich hatte kein Wort herausbringen können. Bin ich schuld, dass ich nicht alle gewarnt habe? Ach was, seit wann hört die Polizei auf Eingebungen?! Aber ich bin schuld, dass ich hier bin! Ja, hätte ich mal auf meine Eltern gehört. Vielleicht sehe ich sie nie wieder. Oh Gott! Wieder konnte ich nicht mehr richtig atmen. Beruhig dich! Das hätte doch niemand ahnen können. Nach den ganzen anderen Anschlägen haben sie schließlich ein Rucksackverbot erlassen. Und du wolltest deine Freunde wiedersehen, niemand macht dir das zum Vorwurf. Denk an etwas

Schönes! Warum treffe ich eigentlich immer falsche Entscheidungen? Und dauernd rege ich mich über Kleinigkeiten auf! Über Markus hatte ich mich jeden Tag geärgert, weil er vergessen hatte, seine Sonnencreme mit zum Strand zu nehmen, weil er zu wenig Bargeld auf die Ausflüge mitgenommen hatte, weil er ständig hungrig war und andauernd denselben Witz brachte. Und jetzt hoffte ich einfach nur, dass er noch am Leben war! Aber er sieht lebendig aus, ja, er ist noch am Leben. Moment, wo sind eigentlich Laura und Martina? Wie hat dieser verdammte Kerl eine Waffe ins Zelt schmuggeln können? Wie verdammt noch mal? Monatelang haben die doch darüber diskutiert. Rucksackverbot hin, Rucksackverbot her. Mehr Sicherheitskräfte hin, mehr Sicherheitskräfte her. Vielleicht haben die Populisten doch Recht, vielleicht hätten wir die Flüchtlinge nicht ins Land lassen dürfen. Nein, nein, nein, das ist Blödsinn! Kerle wie dieser Scharfschütze, das sind doch die, vor denen die Flüchtlinge flüchten. Weiß doch jeder! Woher willst du denn wissen, dass das ein islamistischer Anschlag war? Weiß ich einfach, ich hab‘s an seinen Augen gesehen. So, genug mit dem Blödsinn! Du hast gar nichts gesehen! Wo sind die anderen? Es ist plötzlich so ruhig. Die Schreie waren verhallt und die Stille klebte wie Blei an meinen Gliedern. Ich zog meine Beine zusammen und hielt meine Knie. Autsch! Vorsichtig reckte ich meinen Kopf unter dem Tisch hervor. Nichts bewegte sich. Ich machte Nina ein Zeichen und stand auf. Die Halle war völlig verwüstet, kaputtes Glas, überall Blut. Ich fing an zu schreien, Tränen strömten unkontrolliert über mein Gesicht. Ich schmeckte das Salz, das einzige Zeichen, dass ich noch am Leben war. Die Sanitäter kamen. Dann die Polizei. Dann die Reporter. Ich stand immer noch so da, ich konnte nicht aufhören zu schreien. Hör auf zu schreien! Hör jetzt auf zu schreien!

******

Der Spiegel hatte ein Bild von mir getitelt, von meinem schmerzverzerrten Gesicht, hinter mir die apokalyptische Verwüstung. Bildüberschrift: Wie können wir noch so weitermachen? Anscheinend hatte ich auch ein Interview gegeben. Ich hatte erzählt von den vier Schüssen, die ich gehört hatte – oder waren es fünf? – und von meinem Instinkt, Nina mit unter den Biertisch zu ziehen. Ich hatte erzählt, dass wir noch zwei Freundinnen vermissten, dass wir uns eigentlich hier zusammengefunden hatten, um nach dem Auslandssemester wieder als Gruppe zusammenzukommen. Und dann musste ich spucken, ab da setzt meine Erinnerung wieder ein.

Wie eine leblose Hülle ließ ich mich treiben, zu den Ärzten, zur Polizei, zum Psychologen, zur Therapie, nach Hause, wo ich es nicht lange aushielt, meine Eltern wollten mich nicht mehr loslassen. Zurück in meine Wohnung, die mich verhöhnte, weil sie genauso leblos war wie ich. Zurück zur Arbeit, wo ich einfach nur mechanisch alles abarbeitete, was mir in die Hand gegeben wurde. Du bist ein gottverdammter Roboter! Ich sah meine Kollegen nur still an, wenn sie einen Scherz machten. Wie kann man überhaupt gerade lachen? Hat denn keiner von denen die Bilder in den Nachrichten gesehen, von der aufgelösten, völlig erstarrten Masse, von den zerstörten Bierkrügen, von den Blutlachen, von den entsetzten Gesichtern? Kann denn irgendwer jetzt einfach so weiterleben? Sie hatten Laura und Martina wiedergefunden. Laura schleppte Martina, sie zog ihr steifes Bein hinter sich her. Er hatte sie getroffen! Oh Gott, ich hätte doch jemandem Bescheid sagen sollen! Ich sah Martina ausgelassen tanzen, Salsa, Jive, Tango, sie konnte einfach alles. Sie kann einen ganzen Raum mit ihrer Fröhlichkeit tragen. Kann? Oder konnte? Ich wusste schon, als wir noch unter den Tischen lagen, dass wir uns niemals unbefreit wiedersehen würden, dass all unsere Erinnerungen überklebt worden waren. Ich hatte nicht mal Nina wiedergesehen. Naja gut, wie denn auch? Du hast ja seitdem dein Handy nicht mehr angeschaltet. Nach Feierabend ging ich vorbei an den wütenden, flammenden Massen, die nun das Stadtbild prägten. Merkel auf dem Scheiterhaufen, Merkel erhängt, Merkel erwürgt. Das Brüllen war grenzenlos. Auf der Arbeit hatten sie von verfolgten Flüchtlingen erzählt. Von brennenden Asylheimen. Naja, manche hatten auch schon vorher gebrannt. Aber jetzt brannte das ganze Land. Die Masse schrie und keifte, irgendwo sah ich Plakate mit meinem Gesicht, mit meinem schmerzverzerrten, mit Tränen überströmten Gesicht, hinter mir die Apokalypse. Ich rannte nach Hause, vielleicht könnte ich mit jemandem telefonieren, vielleicht Nina anrufen. Ich schaltete mein Handy an, Whatsapp-Nachrichten fluteten meinen Bildschirm. Am 01. Oktober um 17:56 Uhr hatte Corinna geschrieben: »Martina, wo bist du?« »Laura, wo bist du?« »WO SEID IHR?« Ich rannte zurück zur Arbeit und steckte meine handgeschriebene Kündigung in den Briefschlitz am Eingangstor. Zehn Stunden später lag ich an einem weiten Sandstrand und stellte mich tot.

Kantinenliebe

Große Kantine mit hohen Wänden. Viel Licht. Einrichtung im modernen Retrostil. Kalte Farben.
Es ist 12 Uhr. Die Kantine ist voll. Permanente Hintergrundgeräusche. Alle Anwesenden sind schick gekleidet. Business.
König, Zimmermann und Sommer sitzen an einem Vierertisch. Vor ihnen ihre Tabletts mit Essen.
Zimmermann hat sein Blackberry neben seinem Teller liegen und schaut immer mal wieder drauf.

KÖNIG: So, so. Das ist sie also. Die neue Kantine.
ZIMMERMANN: Kompletter Bullshit! Für die Mille hätten sie sich auch mal n besseres System ausdenken können. Wie aufgescheuchte Hühner laufen alle durcheinander, weil keiner weiß, wo man sich anstellen soll. Und ich wär fast mit wem zusammengestoßen, der `ne heiße Tomatensuppe aufm Tablett hatte.
KÖNIG: Es gibt einen Lageplan. Ich glaube, den hänge ich später mal bei uns im Büro auf.
SOMMER: Ich sag mal so, in Zukunft wars das dann mit dem quick lunch. Bis man sich gefunden hat, ist die halbe Stunde rum. Vor dem Umbau konntest du dich ja wenigstens noch an den Kassen treffen. Jetzt ist es plötzlich überall so voll.
KÖNIG: Es ist zwar voll, aber andererseits hat man den kompletten Überblick darüber, wer mit wem isst. NSA lässt grüßen.
ZIMMERMANN: Der Salat is eiskalt. Ham die den am Nordpol gelagert?
KÖNIG: Mein Essen schmeckt auch nicht. Und die neuen Preise! Das ist sicher ein Anstieg von 150 Prozent. Dann komme ich jetzt wohl nicht mehr mit Kaffeetrinken. Ich muss meinen beiden Töchtern neue Sportausrüstungen und Klassenfahrten finanzieren.
Kurze Stille.
ZIMMERMANN: Boah. Es is SO laut hier. Beim Lunch sollte man doch irgendwie relaxen können…
SOMMER: Ich glaub, das liegt an den hohen Wänden. So werden die Stimmen getragen.
ZIMMERMANN: Und daran, dass hier einfach ne MASSE von Menschen um zwölf Uhr essen geht! Ich stand eben mit fünfzehn Kollegen für ne Portion Spaghetti Bolognese an. Und dann gabs nich mal mehr Parmesankäse.

SOMMER: Die Kollegen von HR und Operations haben erzählt, dass die PDI-Policy uns eine Mindesthöhe der Wände in öffentlichen und viel besuchten Räumen vorschreibt. Irgendetwas wegen Brandschutz…

KÖNIG: Wegen Brandschutz? Das macht doch gar keinen Sinn. Alles, was HR sagt, sollte man auf jeden Fall challengen.

Allgemeines Gegrinse.

KÖNIG: Heißt PDI nicht eigentlich physical desktop integration?

ZIMMERMANN: Fakt is, hier isses VIEL ZU LAUT.

KÖNIG: Und der größte Witz ist jawohl die neue Kantinen-App. Wer braucht denn bitte sowas? Die hat bestimmt gekostet ohne Ende!

ZIMMERMANN: Die neue Praktikantin hat sich die bestimmt runtergeladen. Die hängt ja ständig am Smartphone. *Schaut auf sein Blackberry.*

SOMMER: In Zukunft machen wir es einfach so wie die Jungs von Risk und gehen nur noch draußen essen.

ZIMMERMANN: Seh ich aus wie Krösus? Ich zieh bald um, mit meiner neuen Freundin zusammen. Die is doch erst Anfang 30. Da kann nichn Hunni pro Monat für draußen mittagessen draufgehn.

KÖNIG: Aber draußen ist wenigstens der Kaffee günstiger.

SOMMER: Ach, so schlimm ist die neue Kantine auch nicht. Das Design ist schön. *Zeigt auf die Möbel.* Hier die Retrolampen, und ich mag das grau-blau der Bänke. Sieht alles hochwertig und modern aus. Optisch macht der Raum echt was her. Optisch können wir definitiv mithalten mit der Kantine der Allianz. Es ist zwar etwas laut…

ZIMMERMANN: Zu laut!

SOMMER: …und etwas voll…

KÖNIG: Zu voll!

SOMMER: …und etwas hell…

ZIMMERMANN: Zu hell! Plötzlich kannste alles und jeden sehen. Will man doch gar nich! Sind hier ja schließlich nich bei der Bunten.

SOMMER: …und etwas teurer…

KÖNIG: Zu teuer!

ZIMMERMANN: Viel zu teuer!

SOMMER: …aber alles in allem haben wir eine schöne neue Kantine bekommen.

ZIMMERMANN: Für EINE Mille! In was man die Mille alles hätte investieren können…

Kurze Stille.

SOMMER: Naja, ich sag mal so, es ist immer ein Problem, wenn die da oben im Management Entscheidungen treffen, die man als einzelner Mitarbeiter einfach nicht supporten kann.

Alle nicken zustimmend.

ZIMMERMANN: Für die da oben is das hier doch sowieso n Nebenkriegsschauplatz. Die ham ja im 50. ihre eigene Kantine mit dem allerfeinsten Essen, das man sich vorstellen kann. Hab gehört, die bekommen jeden Tag n 3-Gänge-Lunch. Auch am Wochenende. Mit anschließendem Espresso. Sozusagen on the house. Da is ne Mille für die natürlich kein hick-up.

KÖNIG: Unser Kostenmanagement ist halt einfach Bullshit! Man muss sich ja nur mal angucken, was wir alles drucken. Nur weil der Müller die FO-Unterlage eins auf eins vor sich liegen haben will. In Farbe. Und zwei Tage später will er sie wieder nicht. Dafür will er dann was zum Thema STU. Oder zu Impairment. Oder zu Tax. Und dabei ist die Tax-Prüfung in dem Moment noch ongoing. Und dann doch wieder die FO, aber diesmal andersrum. Und blau statt grün. Mit Bubbles und Kringeln. Und eine Woche später mag er die Bubbles nicht mehr. Dafür soll dann jetzt alles modern sein, mit Icons und Smileys. Im 3D-Format. Und natürlich müssen wir das ganze nochmal optisch sub-clustern. Und wir drucken und drucken und drucken.

ZIMMERMANN: Vielleicht solltn wir anstatt Smileys lieber Bilder der neuen Praktikantin auf die Folien machn, da hörn sofort alle auf zu drucken.

KÖNIG *lacht*: Ohoho, Zimmermann charmant wie immer.

SOMMER: Hmm, naja, aber ich sag mal so, könnten wir nicht den Kollegen vom Cost Controlling diese ganzen Missstände aufzeigen? Ich meine, die sind da doch im Lead.

Stille.

ZIMMERMANN: Ach, Frau Kollegin, Sie sind einfach noch zu neu hier.

KÖNIG: Dieser Idealismus der neuen Kollegen immer.

SOMMER: Ich bin doch schon fast zwei Jahre dabei.

ZIMMERMANN: ZWEI JAHRE. Lass uns in zehn Jahren nochmal sprechen.

KÖNIG: So. Wollen wir?

SOMMER: Kaffee?

ZIMMERMANN: Wo bringt man denn jetzt die Tabletts hin?

König, Zimmermann, Sommer ab.

Julian Stalter

Ausschnitt aus »Magma«: Das Maifest

Über dem Mittelmeer lag ein Tiefdruckgebiet, zusammen mit dem Saharasand traf die nordafrikanische Hitze an diesem ersten Mai die Stadt. Feine Körner färbten den Horizont und die Sonne verschwamm in statischem Rauschen.

Mira verzweifelte an der Stille: »Meine Gelenke, meine Glieder. Alles fühlt sich irgendwie erstarrt an. Als würde für mich die Schwerkraft doppelt gelten. Oder ich bin am Boden festgemauert. Selbst wenn ich versuche zu springen, hält mich irgendetwas unten.«
Thomas überlegte noch und antwortete auf ihren Satz nur mit einem schwachen Nicken. Sie schaute ihn kurz an, die zusammengezogenen Brauen, die grünen Augen, dann wanderte ihr Blick wieder auf den Fußweg zurück. Schweigend gingen sie dem Pochen der Musik entgegen. Am Eingang trennte ein Bauzaun die verfallenden Häuser von der Welt der Gesetze und Regeln. Der Grenzübergang ein Loch, geschnitten in das Stahlgitter. Ein gelbes Schild warnte: »Privatgrund« und »Eltern haften für ihre Kinder«.

Thomas ging voran. »Warte, ich helf dir«, sagte er und half Mira ihr Sommerkleid von den scharfen Enden fernzuhalten. Der Boden war bedeckt von Staub und übersät mit Schutt, jeder Schritt wirbelte trockene Materie hoch, die sich braun über weißes Leinen legte.
Vor ihnen ragten die Reste einer Schulanlage in die Luft. Eigentlich sollten sie längst abgerissen sein, aber hier, so weit im Osten der Stadt, gerieten Gebäude schon mal in Vergessenheit. In den Kellergewölben hallte elektronische Musik, jeden Tag und jede Nacht hindurch. Den ganzen Sommer sollte es so gehen. Solange die Stadt es zuließ.
Wer es unten in der Hitze zwischen den Körpern nicht aushielt, ging zum Abkühlen in die oberen Geschosse. Dort saßen junge Menschen auf den Brüstungen der herausgebrochenen Fenster. Auf einem Balkonvorsprung, dem das Gitter fehlte, saßen zwei Männer in einer Badewanne aus Zink und ließen Eiswürfel aus einer Kühlbox im lauwarmen Wasser schmelzen.

»Schau, da hinten ist Emma« sagte Thomas und zeigt in die Richtung der alten Tischtennisplatten, auf denen Cocktails verkauft wurden. Er ging voran, Mira folgte zögernd.
Zu viel, dachte sie, dutzende von Geschichten strömten wie Fäden aus den Gesichtern den Feiernden, aus jedem Blick, jedem Lachen, verknoteten sich, bildeten Schlingen, stockten und zurrten sich in ihrem Kopf zu einem unentwirrbaren, roten Knäuel zusammen.
Thomas geht wie mit Scheuklappen, dachte sie. Inzwischen war er schon bei Emma angekommen, umarmte sie und erwartungsvoll blickten beide in Miras Richtung. Die Schlange vor der improvisierten Bar zog sich in Windungen hin, Emma hatte knapp die Hälfte erreicht.
»Bist du ganz alleine hier?« fragte Thomas, während auch Mira ihre jüngere Schwester mit einer Umarmung begrüßte.
»Ne, Isa ist auch da, aber die habe ich schon länger nicht mehr gesehen.«
Hinter sich hörten sie ein Fluchen. Dann: »Nich vordrängeln hier«, lallte ein Jugendlicher und rempelte Mira an, seine Zigarette hinterließ schwarze Aschespuren auf ihrem Kleid.
»Was willst du eigentlich«, Emma lehnte sich ein bisschen zurück, wahrscheinlich um ihn wegzuschubsen. Aber bevor es so weit kam, fing Thomas ihre Energie ab.
»Wir gehen ja schon, wollten nur unserer Freundin hallo sagen.«
»Wir können ja da hinten auf dich warten«, sagte jetzt Mira. Emma grummelte.
»Soll ich euch was mitbringen, vom Stand?« fragte sie noch, aber die beiden hörten sie nicht mehr.

Mira blickte den vorbeigehenden Personen hinterher. Indisch-gebatikte Haremshosen und um den Hals eine Kette mit grünen Holzperlen. Mit Hingabe Zigaretten drehend. Würde hier das Wort zwiebeln passen, fragte sie sich. Zigaretten zwiebelnd, denn genauso sah es aus. Dann ein Junge im Karohemd, verstohlener Blick zu ihr. Ein Mädchen mit einem Duft, der sie an die Parfümorgie nach dem Sportunterricht erinnerte. T-Shirt über dem Bauch zusammengebunden. Dann wieder Junge, diesmal mit Bandshirt, irgendwas mit Feuer, hinten die Tourdaten.

»Weißt du«, sagte Thomas zu ihr, »wir feiern hier alle irgendwie unsere Freiheit. Dass bei uns jeder so sein kann, wie er will. Und dann fällt uns nichts Besseres ein, als in Kellern zu tanzen.«
Diesmal sagte Mira nichts und blieb ihren eigenen Gedanken verhangen.

»Wir suchen hier Lebenssinn, auf einem Abbruchfest. Ich mein,« er stockte, »das ist doch dekadent. Tagsüber saufen, rumpöbeln. Fehlt nur noch, dass heute eine Jungfrau geopfert wird.« Mira lachte, zum ersten Mal, auf dieser Seite des Zauns.
Je dunkler es wurde, desto geheimnisvoller blitzte das Licht aus den Kellerfenstern hoch auf die Straße. Teilweise ungefiltert, teilweise in hundert Quadrate zerschnitten durch die Gitter vor den Fensteröffnungen.
Thomas' Handy klingelte, Emma war inzwischen gekommen, Mira blickte umher.
»Das war David«, sagte Thomas. »Er kommt auch, ich warte auf ihn vorne am Bauzaun. Wollen wir uns hier in einer Stunde wieder treffen?«
Emma nickte sofort, Mira erst nicht, dann ein bisschen. Sie musste husten, so trocken war inzwischen ihre Kehle.

»Komm wir schauen mal in den Keller da drüben«, sagte Emma. Die Banalität des Rausches war inzwischen an jeder Ecke zu sehen. Eine Flasche Wein war an einer weißen Wand zerschellt, ochsenblutrote Flüssigkeit hinterließ einen Rorschach-Test auf der Rustica-Fassade.
Emma ließ sich mitreißen. Zielstrebig, magnetisch in die Gewölbe ziehen. Auf den dummen Kommentar eines Typen hin blickte sie gar nicht zur Seite, sondern schubste ihn so heftig, dass er ins Straucheln geriet.
Mira folgte, erschrocken blickte sie dem Torkelnden hinterher. Ein Mädchen kam ihr entgegen, lachte, in der Hand hielt sie eine Girlande aus Plastikblüten, ihren eigenen Kopf erleuchtete ein Kranz aus Leuchtsticks. »Warte, du siehst aus wie eine dieser griechischen Statuen« sagte sie und ohne Mira zu fragen, legte sie ihr die Blumengirlande auf die Haare, steckte sie hinter den Ohren fest und trat einen Schritt zurück. »Süß siehst du aus.« Sie ging wieder vor, umarmte Mira und verschwand. Mira war noch ganz verwirrt, als ihr Emma einfiel, und sie hastete ihr hinterher.

Der Eingang, wenn man ihn denn so nennen konnte, bestand aus einem Lichtschacht. Sie mussten erst in die mit Kies ausgelegte Zwischenebene klettern, und dann in den Keller hinunter. Emma war sofort verschwunden. Weg. Hineingeflutscht in die Masse. Aufgenommen wie ein Tropfen in ein Glas Wasser.

Unsicher stand Mira am Rand, fummelte an ihren Haaren herum, versuchte sich zur Musik zu bewegen. Aber ihren Bewegungen fehlte Saft, ihre Hüften versteinert.

Neben ihr stolperte ein Mann, er kam gerade von der Bar und hielt ein Cocktailglas hoch über den Köpfen der Feiernden: Eiswürfel, durchsichtiger Alkohol, für einen Moment regungslos in der Luft. Dann schwappte der Inhalt des Glases auf Miras Stirn. Wie Schweiß rann er durch ihre Brauen, brannte in den Augen und schmeckte bitter auf den Lippen. Der Mann entschuldigte sich nicht, sah ihr nur in die Augen, streichelte mit seiner Hand über ihre nasse Stirn, ihre Haare, die Plastikblumen und verschwand in der gleichen Membran wie Emma.

Und Mira, die doch bei jeder Berührung zusammenzuckte, sehnte sich danach, dieser Hand zu folgen. Ihr fiel Thomas ein, und dass sie sich jetzt bald treffen wollten, und Emma, aber das hatte eigentlich noch Zeit und Emma hielt sich ja auch nie an Verabredungen.
Mira fuhr sich mit der Zunge über ihre Oberlippe, leckte die letzten Tropfen Flüssigkeit aus den Mundwinkeln. Es tat gut, es befeuchtete ihre Kehle. Sie atmete tief ein und schlüpfte in die ovale Öffnung, die oben aus Armen und unten aus Beinen geformt wurde. Die Masse nahm sie auf. Erst sah sie nichts, spürte nur feuchte Oberarme, fremde Haare an den Schultern. Rauch schwebte zwischen den Köpfen und gab dem Lichtstrahlenskelett Fleisch. Wohin war der Mann verschwunden? Sie suchte nach den weißen Sneakers, die hier unten so geleuchtet hatten.

Dann sah sie ihn, am Ende des Raums. Er und zwei Freunde standen auf einer Art Bühne, gegossen aus Beton. Ein paar Stufen führten hinauf. Neben ihr überall ruckartig, ekstatisch sich bewegende Körper. Eine Frau war fast nackt, blickte Mira mit Pupillen schwarz wie Tollkirschen an. Die Tanzenden ließen eine Gasse, die geradewegs auf die Empore zuführte.
Vibrierte der Boden oder zitterten nur ihre Knie? Sie fühlte: Sie sollte Tanzen, dem Reigen beitreten.
Sie blickte zu dem Mann, sein Gesicht von unten angestrahlt, das Licht formte aus den Augenhöhlen schwarze Löcher, die Nase warf einen Schatten, grotesk in die Länge gezogen. Wie eine Maske stierte sie die Fratze von oben an. Doch dann wechselte das Licht und verbarg das

Gesicht in Dunkelheit. Nur die Haare ragten noch wie eine Krone, der Zacken fehlten, auf seinem Haupt.
Ein Fuß vor den anderen, den Rhythmus spüren. Sie versuchte zu tanzen. Endlich völlige Erschöpfung spüren, die bleierne Müdigkeit aus den Gliedern schütteln. Immer weiter im Reigen tanzen, die Kruste endlich aufbrechen.
Sie tanzte weiter, sie wollte völlige Erschöpfung spüren. Immer weiter im Reigen tanzen. Das Kribbeln der Bedrohung im Rückenmark zu spüren und es lustvoll geschehen lassen.

Die Asche auf ihrem Kleid, die Blumen im Haar, der Alkohol auf ihrer Stirn: All das waren Schläge gegen eine erstarrte Form. In Keilen und Platten brach nun der starre Marmor von ihr herunter, ein weiß-bestäubtes Bein löste sich aus dem Sockel. Wie die Statue Galatea, von Pygmalion zum Leben erweckt, trat sie aus dem kalten Stein und streckte ihre Hände aus, bis es in den Gelenken knackte. Ihre Füße dehnte sie so weit, dass nur ihre Zehen den Boden berührten. Ihre Lippen, so meinte sie, glänzten nun feucht und nicht mehr spröde. Alle Poren atmeten.
In diesem Moment, wo Kleid und Haare sie wie im Pathos umwehten, kam der Mann auf sie zu. Seine weißen Turnschuhe leuchteten im Schwarzlicht und in der Hand hielt er immer noch das leere Cocktailglas. Minzblätter und Limettenstücke klebten am Rand.

Das war der Moment in dem sie endlich springen musste. Verzweifelt versuchte sie an dem Nimbus, der sie eben umstrahlt hatte, festzuhalten. Sie biss sich mit den Schneidezähnen auf die Unterlippe und ging einen Schritt vor.
»Eines Tages wirst du mich vermissen« sagte sie leise. Der Mann lächelte sie an, bewegte aber kurz danach die Hand ans Ohr und schüttelte den Kopf.
»Eines Tages wirst du mich vermissen«, schrie sie lauter in seine Richtung und ging in die Katakomben, weiter nach unten.
Hier war die Luft modrig, die Wände waren unten mit Moos bedeckt. Mira blickte über die Schulter, er folgte ihr.
»Wie soll ich dich vermissen, wenn ich dich gar nicht kenne?« schrie er ihr hinterher und seine Stimme hallte in den Gängen. Soweit waren sie inzwischen von der Musik entfernt, dass nur noch tiefe Frequenzen zu hören waren. Oder pochte ihr das Blut so laut in den Schläfen? Was war in sie

gefahren? Sie lockte einen Fremden in ein unterirdisches Labyrinth, dessen Ausgang sie nun selber aus den Augen verloren hatte. Dann ging das Licht aus, alles stockfinster.
Die Zeit der Helligkeit war abgelaufen, oder der Bewegungsmelder hatte sie aus den Augen verloren. Pochen in den Schläfen, Stampfen des Basses.

Schritte kamen langsam näher, Atmen, dann ein Handrücken schmirgelnd an der Wand, plötzlich auf ihrem Oberarm. Unerwartet kalt.
Sie wollte nicht schreien und atmete stattdessen sehr laut aus.
»Bist du das?«
»Ja.«
»Also bist du die, die ich eines Tages vermissen werde?«
»Ja, eines Tages.«
»Wo sind wir hier? Wohin hast du mich geführt?«
»Das weiß ich auch nicht.«
Mira berührte die Hand auf ihrer Schulter mit ihrer eigenen, umfasste sie, und streifte sie von sich herunter. Jetzt übernahm sie die Kontrolle.

Marie-Luise Keller

Die Kritik

All it takes is a little push – The Joker

Im Nachhinein betrachtet hätte die ganze Sache anders ablaufen müssen. Schon das Exposé versprach nicht viel; der erste Satz war eine Komplett-Farce, die ihresgleichen sucht – von übler Grammatik und Misskommunikation im Allgemeinen ganz zu schweigen. Nachdem man sich durch den Eingang gequält hatte, erwartete einen der Hauptteil samt Hauptfigur, die, obwohl anfangs gewissenhaft und klug anmutend, sich schnell als das entpuppte, was sie wirklich war – geistig inflexibel, unberechen- und uneinschätzbar und, wohl ohne sich dessen bewusst zu sein, besessen von einer durch und durch verworrenen Selbstwahrnehmung. Kurz: die schlimmste Sorte Mensch, der es neben Reflexionsvermögen zudem an der Fähigkeit (und gewiss auch Bereitschaft!) zu mangeln schien, wohlgemeinte und objektive Kritik anzunehmen. Und selbst wenn der Schluss vor Witz und Originalität gesprüht hätte (was er selbstverständlich nicht tat; ganz im Gegenteil – der Ausgang war eine pure Frechheit und dem anspruchsvollen Rezipienten nicht im Geringsten würdig), also selbst, wenn einen letztendlich ein fulminantes Furioso ganz im Stile von Wagner oder Frisch das Erlebnis zum Schluss hinaus zu retten versucht hätte – der bisherige Ablauf bliebe eine unangebrachte Anhäufung nutzloser Ab- und Ausschweifungen, besserwisserischer Binsenweisheiten und notorisch missverstandener, scheinbar strukturlos eingestreuter Gesprächsfetzen. Daran wäre auch im Nachhinein nichts mehr zu ändern gewesen. Zum Glück kann ich inzwischen professionell und objektiv über diese Geschehnisse sprechen – andernfalls liefe ich wohl Gefahr mich hingebungsvoll und mit großer Lust in ausschweifenden Banalitäten und Nichtigkeiten zu verlieren. Stattdessen bin ich nun mit Ihrer Hilfe in der Lage, genauestens und Punkt für Punkt wiederzugeben, was sich wie ereignete - ohne subjektive Quer-Kommentare. Doch wo beginnt man die Darstellung von Ereignissen, welche doch so lästig in den Erinnerungen nachklingen, als wollten sie einen zwingen sie freiwillig vernebeln zu lassen, ihnen zu erlauben, sich in die diffusen, tieferen Gefilde des Gedächtnisses zurückzuziehen, damit man endlich von ihrer penetranten Selbstgefälligkeit befreit sei, dem Schreien nach Ungerechtigkeit und den boshaften Bissen in gerade den Teil des Gehirns, der einem so lieb ist. Ja, es ist ein Gräuel. Jetzt gerade frage ich mich jedoch, ob sich die Frage nach dem »Weshalb« überhaupt

stellt. Meiner Meinung nach stellt sie sich nämlich überhaupt nicht. Und auch derjenige, der sie stellt, tut dies ohne ersichtliche rationale Grundlage. Wenn jemand fragt »Weshalb?« wie etwa in »Weshalb ist das Gras grün?«, „Weshalb schreibt man ‚weshalb' W-E-S-H-A-L-B?", »Weshalb sagst du nicht ‚wieso' oder ‚warum'?« (Denn wer nicht fragt, bleibt dumm) oder »Weshalb beschäftige ich mich mit den vorhergehenden Dingen?« ist diese Frage zwar nicht unbedingt legitim und gewinnt den diesjährigen Rhetorikpreis, glücklicherweise ist sie aber auch nicht störend in dem Sinne, dass ich dem Fragesteller die Haut von seinem einfältigen Körper abziehen könnte. Wird jedoch – und das kann schwer differenzierbar sein, da sich das Kommunikationsmodell als Ausgangspunkt, als Dreh- und Angelpunkt der glorreich wertenden Menschlichkeit eines Antwortenden, stets wandelt und mal im Wolfs-, mal im Schafspelz demonstriert – auf Grundlage einer eher rezeptionsorientierten Ästhetik gefragt, kann sich die Situation und ihr Ausgang (vielleicht sogar samt Exposé, Vorrede, Vorspiel, Hauptgang, was auch immer) ändern und somit die gesamte Auffassung des Geschehenen. Was ehemals negativ konnotiert oder bewertet war, erfährt nun durchgängig positive, vielleicht sogar verherrlichende, lobende, schwärmerische Anerkennung. Kann das nicht jedem Menschen passieren? Es kann! Und mehr noch; genau das ist der Stein, auf den die Menschheit ihre Kirche der Toleranz und Individualität gebaut hat. Nun interessiert Sie bestimmt brennend, wie im Vergleich Fragestellungen aussehen, die nach diesen ehrwürdigen Prinzipien gestellt sind. Hören Sie zu und erwachen Sie. Man stelle es sich wie folgt vor: »Weshalb halte ich mich für so besonders wichtig?«, »Weshalb stelle ich die ganzen anderen dummen, einseitigen, unreflektierten Fragen?«, »Weshalb kann ich nicht begreifen, welche offenkundige Größe hinter Handlungen wie dieser steht?« und die allerwichtigste: »Weshalb kann ich die Genialität der Handelnden nicht erfassen und selbst zu einem aktiven Teil der Menschheit werden, mich befreien von meiner selbstgewählten Unmündigkeit und die revolutionäre Lanze zur Hand nehmen?!«

Nun.

Ich lese von Ihrem Gesicht ab, dass Sie noch immer zur ersten Gruppe der Fragesteller gehören. Das ist enttäuschend, aber erwartet. Ich bin es gewohnt zur zweiten Gruppe zu gehören und davon ausgelöstes Unverständnis, unbegreifliche Skepsis und daraus resultierende Verfolgung bis zur Androhung von primitiver, roher Gewalt sind schon lange Teil meines Lebens. Wäre es anders, säße ich jetzt nicht hier und müsste aus Ihrem Geplapper die wenigen wirklich wichtigen

Informationen herausdestillieren. Sie fragen, weshalb ich so tue? Nein; weshalb ich so tat, wie ich zu tun pflege? Mir scheint, Sie sind noch auf der Suche. Wissen Sie – verstehen Sie! – man muss auch erst einmal aufbrechen und sich auf die Reise nach der richtigen Frage begeben! Glauben Sie, es fällt einem zu, glauben Sie im Ernst, ich säße hier so seelenruhig, wie ich es jetzt vermag, hätte ich nicht gesucht und gesucht und geirrt und gelitten? Rumzulungern, zu vegetieren, dem Leben zur Last zu fallen – und dreister Weise nicht nur dem eigenen! – ja, das ist einfach, das kann jeder. Und Sie, Sie sitzen hier vor mir, glauben, mich mit Ihrem bisschen Grips, den sie sich aus Fernsehdokumentationen angeeignet zu haben glauben, belehren zu können, stellen mich als den »Bösen« dar, denn mehr als Schwarz-Weiß-Denken scheint es in Ihrer beschränkten Welt ohnehin nicht zu geben, und grinsen selbstgefällig, wenn Sie erneut einem Ihrer Irrglauben unterliegen, Sie hätten mich in die Ecke gedrängt, mich entlarvt, mich bloßgestellt oder in sinnlosen Verstrickungen ertappt. Ja, das glauben Sie doch, ich sehe es in Ihren Augen, überdeutlich, es schreit mich beinahe an! Es brüllt Ihren beschränkten Horizont durch die verspiegelte Glasscheibe geradezu heraus! Ja, das hätten Sie nicht gedacht, oder? SO stellt man eine richtige Frage; aber weshalb bemühe ich mich überhaupt? Meistens trifft der Untergang den Künstler auf seinem Zenit. Ihnen hier an diesem doch recht unpassenden, weil unglaublich unästhetischen Ort, die Möglichkeit zu geben nachzuvollziehen oder zumindest zu erahnen, in welchem Licht Sie für kurze Zeit stehen durften, nur dadurch, dass ich Ihnen die Wahrheit, die wahren Fragen quasi auf dem Silbertablett serviert habe, sehe ich als einen mir, und nur mir, vergönnten Post-Zenit, nachdem ich die ebenso einmalige Gelegenheit hatte, den Grundstein aktiv in der Gesellschaft zu manifestieren. Es ist schon ironisch, nicht wahr? Durch eine, wie Sie es nennen, Straftat konnte ich ein weiteres Mal bestätigt sehen, wie privilegiert ich bin – selbst, wie es scheint, unter meinesgleichen. Wie sonst hätten wir beide dieses wunderbare Gespräch führen können? Ob Sie es glauben oder nicht, ich empfinde ausschließlich Wärme und Milde für Sie, genau wie damals (wie lange ist das eigentlich schon wieder her?) für das bedauernswerte Geschöpf, dessen, wie Sie es unpassenderweise blasphemisch nennen, »barbarischer Tod« uns zusammen gebracht hat. Wäre das einfältige Mädchen, bevor es auf mich traf, bereits auf die richtigen Fragen gestoßen, hätte es nun, da es den Grund und Fixpunkt unserer Beziehung darstellt, geantwortet: Weshalb ich lebe? Weshalb ich mich unmoralischen Akten hingebe, sie zugleich abstoßend und wider die Vernunft eines Wesens sind, welches sich jederzeit der *ratio*

bedienen kann? Weshalb ich mich, anstatt im über mein vergangenes als auch vor allem zukünftiges Leben entscheidenden Moment, offenbar für den verkehrten Weg entschied? Ich sage es Ihnen. Ja, genau Ihnen: weil ich so meinen Zweck erfüllt habe und gerade in diesem Moment erfülle. Sie sind bereits Teil meines Zwecks und meines dadurch weitergeführten Lebens. Sie werden am 12. September 20 – nachmittags in Ihrem Ermittlungsbüro stehen und einen Menschen befragen, den Sie ohne meine Existenz nie zu Gesicht bekommen hätten. Sie würden in Sphären denken, in die Sie in Ihrem früheren Leben noch nicht einmal die Nasenspitze gesteckt oder es nicht gewagt hätten, das zu tun. Sie stünden Fragen gegenüber, die Sie über Ihre Mitmenschen erheben und die Macht besitzen, die Sie sich insgeheim immer gewünscht haben. Und würden Sie dies alles missen wollen? Könnten Sie das?
Natürlich nicht. Das steht außer Frage.

Trinität

(Auszug)

Große Wiesen, ausgedehnte Felder bedeckt mit dem fruchtigsten Grün – Waldmeister-, Basilikum- und Limettengrün, Gräser so facettenreich wie Pistazien oder die schimmernden Augen flinker Libellen – zierten elegant geschwungene Hügel, die bis an den Horizont reichten. Unachtsamen konnte es hier passieren, dass sie sich plötzlich weitab vom Weg fanden, versunken in den Anblick dieser frischen Pracht, die man gemeinhin als die Jadehügel bezeichnete. Man fand sich plötzlich in der Brise mitwiegend und gleichzeitig betört von den Hügeln, wie sonst nur Edelsteine es vermögen, liebkosen sie die Augen des Betrachters durch ihr kräftiges Farbenspiel. Unfreiwillige längere Aufenthalte unter freiem Himmel – größtenteils genossen auf einem Bett aus Klee und Sauerampfer – waren in den Hügeln keine Seltenheit, sondern passierten beinahe täglich. Stündlich wurden Dutzende Menschen gesehen, verzückt entrückt auf dem grünen Meer liegend, schreitend, kriechend, hüpfend, robbend, und selbst die ältesten Bewohner der umliegenden Gemeinden konnten sich nicht erinnern, dass es jemals anders war.
Kurz bevor man an wattig-heißer Wüstenluft zu ersticken drohte und ein letzter süßer Atemzug die gebrandschatzte Brust erfüllte, erlöster feiner Regen die sonnenverbrannte Haut und Dunkelheit schmeichelte den geblendeten Augen. Dunkelheit, so finster und lichtlos, als geißelten sich die Gestirne selbst für ihre Schönheit und wagten es nicht, dem Schwarz durch ihren Glanz den Samt zu zerschneiden. Am geschmeidigsten war die Finsternis im Silvondrawald und da, wenn nichts da ist, still, wenn alles schreit, konstant in der unbeständigen Veränderung und im stillen Kampf gegen Vergangenheit und Zukunft um den gegenwärtigen Augenblick – da ist nur einer: der Weg. »Der Ewige«, »Der Wiederkehrende« wird er allgemein genannt, aber auch »Der Rücksichtslose«.
Das Grün, das Orange ist wundervoll, nichts im Vergleich zu den luftlosen Tiefen, die in einer geraden Linie aus sattem mattem Blau deine Trinität aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft teilen. Eine unauffindbare Quelle speist dieses Monstrum, diesen Alptraum, diesen Lebensraum. Was darin lebt, wird dein Tod sein. Deine Aufgabe ist es, die Blau- und Rottöne zu erfassen, die sich unter der Oberfläche abzeichnen und sekündlich andere Muster bilden. Der Fluss ist für

jeden Menschen etwas anderes. Er sieht anders aus und erfrischt einen auf unterschiedliche Art und Weise.

Sigune

SEXY was hanst du nuhr aus diese Mann
gemachen?– Mario Müller Westenhagen
Willy Nachdenklich

Ich meine, heutzutage walzen doch die Straßenfertiger einen Asphalt aus, der desolater nicht sein könnte; sie verdichten ihn im ganzen Land. Ich meine, dieses unterschwellige Vordringen der Fertiger – ihre Extensität! – führt doch dazu, dass die Leute auf derart desolatem Asphalt tatsächlich laufen, ihm geradezu überall hin folgen. Mittlerweile durchzieht die graue Substanz der Fertiger sogar die Wälder, und jeder Läufer, der dem Argwohn entgehen möchte und seine Laufschuhe also sauber hält, der keine Erde unter den Sohlen und kein nasses Laub über dem Swoosh seiner neuesten Nikes hinnehmen will – jeder einzelne Läufer steigert sich letzthin selbst in die Logik der Fertiger hinein: fundamental erpressbar und in der Folge selbst doktrinär! Auch Max läuft über diesen Asphalt – mit seiner Neuen.

Max und die Neue laufen mit teuflischer Geschwindigkeit voran. Im Gleichschritt stoßen sie ihr jeweils äußeres Bein vom Boden und werfen das innere, ihr mittleres Bein, mit rundem Schwung nach vorn, dann andersherum; sie bilden eine einzige, perverse Walze, die sich mit höchster Frequenz vorandreht. Der Asphalt schlägt eine unabsehbare Schneise durch den Wald, immerzu geradeaus wird er heutzutage verbaut. Seit dem frühesten Morgen läuft Max über diesen Asphalt, und sein altes Zuhause liegt schon jetzt kilometerweit hinter ihm. Maxens Alte, seine frisch verflossene Ex, die so höllisch früh am Morgen natürlich noch schläft, wird eine ganze Weile ihre Arme weiter gestreckt halten und ihre Hände auf der leeren Seite der Matratze zusammenfalten. Die Sonne scheint darüber unbewegt, wird lediglich gestört von dem langgezogenen Schatten, dem Max hinterherläuft: Max läuft mit seiner Neuen der Unendlichkeit nach – und die Bäume stehen noch Spalier!

Ich meine, das ganze Ausmaß seiner Kurzsichtigkeit zeigt doch der abgeschmackte Blick. Manchmal läuft Max rückwärts vor seine Neue und überblickt sie, schaut ihr ins Gesicht, stiert ihr

in den Schritt: In dem Gemisch aus Polyester und Elastan, diesem teuflischen Gewebe unserer Kultur! – Im Elastan zeichnen sich ihre Lippen ab, und ihre Scham verkommt zur Peepshow. Dann lässt sich Max zwei, drei Schritte zurückfallen, um ihrem quasi fasernackten Arsch hinterherzulaufen – ein phantastischer Arsch, ein Phantasma! Das Elastan ist eine Lüge, es ist eine Täuschung. Das Elastan täuscht die Festigkeit des Hinterns bloß vor, seine glatte, schwarz-glänzende Oberfläche, es führt den Läufer in die Irre, dessen Horizont ja Festigkeit, Ausdauer, Kondition ist! Und dabei ist das Elastan so durchsichtig wie durchschaubar, auf die ganze Aussichtslosigkeit dieses im Plastik verhangenen Körpers, der darunter wie laue Orangenhaut verschimmelt und an den Reibungspunkten der gereizten Oberschenkel schon jetzt verwest. Ziele, die ins Unendliche gehen, führen zum sicheren Tod! Doch Ewigkeit verfährt nicht mehr…

Wie kann es sein, dass sich diesem Verlauf nichts und niemand entgegensetzt? Wie, dass all die anderen Erzähler, die ja auch von den Maxen dieser Welt erzählen, andauernd sogar – ich meine, es kann doch nicht sein, dass diese gleichgültig-blasierten Erzähler nur Verläufe protokollieren und sich in Formalitäten verrennen! Ich meine, die erzählen zwar von der numerischen Exzentrizität der Erdbahn, erzählen, wie die Erdbahn immerzu elliptischer, bald gerade wird, wie die Erde aus der Einflusssphäre der Sonne heraustritt und durch die dunkle Materie – Sündenfall! – ins Nichts fällt. Diese Ärsche erzählen aber nur deshalb davon, um selbstvergessen und dekadent darüber zu lachen, und man will ihnen ein gebundenes Buch, eine schwere Bibel, ins Maul schlagen!

♥

Max und die Neue joggen über den heißen Asphalt; mit jedem Kilometer wird der Schatten, der vor ihnen liegt, kürzer. Endlich setzt sich das Wurzelwerk der Bäume in Bewegung, die säumenden Stämme sprießen zum Himmel auf und die Kronen wuchern über den Köpfen der beiden zueinander. Laub und Holz nehmen der Szene das Licht. Max und die Neue gehen jetzt langsamer, rücken zusammen. Ihre Schultern und Arme kleben vom Schweiß aneinander.

Mitten im Weg steht plötzlich Sigune, die überkörper-schöne Inkarnation der Treue, stattlich aber mit zum Boden gesenktem Blick. Über ihrem Gesicht liegen als Schleier die übrigen Strähnen ihres gerauften Haares und auf Sigunes Kinn glitzert das gebrochene Licht des Granatsteins, den sie seit ihrer Verlobung mit Schionatulander am Finger trägt, Gott hab ihn selig. Sigunes schlichtes Dasein bringt Max und die Neue zum Stehen. Max nimmt die Hand seiner Neuen, und beide Hände bilden eine Faust.

In ihrer Rechten hält Sigune eine Kettensäge, und kraft der eisern-verschweißten Glieder, die beständig um das Schwert der Säge kreisen, kraft ihres Zusammenhalts könnte sie Maxens neue Beziehung beenden: Sie könnte die Extremität der beiden einfach durchtrennen. Stattdessen aber singt Sigune dieses alte Lied:

»Wer ein gutes Weib gewann
Und geht zu einer andern dann
Der thut nicht anders denn ein Schwein:
Wie mögt es immer ärger sein?
Er läßt den lautern Bronnen
Und legt sich in den trüben Pfuhl;
die Sitte hat doch mancher Mann gewonnen.«

Max drückt seine Hand immerzu fester in die gemeinsame Faust, auf der sich jetzt helle und dunkelrote Bereiche gegeneinander abgrenzen.

»Der Psychologe John Gottmann, der Papst unter den Paartherapeuten«, sagt Max, »hat bewiesen, dass intime Beziehungen dauerhaft ruiniert werden können: Die vier apokalyptischen Reiter sagen eine frühe Trennung des Paares nach fünf, sechs Jahren vorher. Menschen haben im Gegensatz zu anderen Spezies eben nicht nur einen Partner im Leben, sie ziehen dann und wann zum nächsten weiter. Es gibt kein trostloseres Gefühl, als wenn die Liebe verschwindet und man plötzlich unglücklich in seiner Beziehung ist.« Er sagt: »Tiefe Freundschaft und Verbundenheit sind ein wahnsinnig wichtiger Nebeneffekt der Liebe. Aber: wenn man als Paar keine

leidenschaftlichen Gefühle mehr füreinander hat, keine Passion und keine Sinnlichkeit, dann fehlt die Basis. Das ist Fakt und macht auf Dauer unglücklich. Die US-Psychologin Joanni Sailor führte Gespräche mit Geschiedenen, sammelte ihre Gründe für das Ehe-Ende und kategorisierte sie. Viele Befragte gaben an, in der Beziehung sei etwas abhandengekommen, die (sexuelle) Intimität, das Vertrauen oder auch das Gefühl, vom anderen geliebt zu werden. Wenn man nicht mehr in dieselbe Richtung geht«, Max erhebt jetzt die Stimme, »dann soll man nicht zurückstecken, sondern seinen eigenen Weg gehen und keine Rücksicht nehmen. Manchmal muss man egoistisch sein, vor allem, wenn es um das eigene Glück geht.« Er sagt: »Die schlechtesten Gründe, zusammenzubleiben, sind Gewissensbisse und die Angst davor, wie das Umfeld reagieren könnte. Wenn dir jeder, der dir wichtig ist – Gott, deine Freunde, deine Eltern – ihre Erlaubnis geben würden, dich zu trennen… Würdest du trotzdem bei deinem Partner bleiben?«

»Zu glauben«, erwidert Sigune, »dass wir gut sind, nur weil wir ‚Gefühle haben', ist eine gewaltige Täuschung. Wenn einer seine Frau aus Abneigung verstößt, dann bedeckt er sein Gewand mit Gewalttat. Ja, Eros will uns zum Göttlichen hinreißen, uns über uns selbst hinausführen, aber gerade darum verlangt er einen Weg des Aufstiegs, der Verzichte, der Reinigungen und Heilungen. Die gesündeste Erotik ist zwar verbunden mit dem Streben nach Vergnügen, setzt aber die Ehrfurcht voraus und kann deshalb die Triebe vermenschlichen. Das bedeutet nicht, auf Augenblicke intensiven Genusses zu verzichten, sondern sie anzunehmen, gleichsam eingeflochten in andere Momente großherziger Hingabe, geduldigen Erwartens, unvermeidlicher Ermüdung und des Mühens um ein Ideal. Wenn dich dein rechtes Auge zum Bösen verführt, dann reiß es aus und wirf es weg! Jeder, der diese meine Worte hört und danach handelt, ist ein kluger Mann, der sein Haus auf Fels baute. Als ein Wolkenbruch kam und die Wassermassen heranfluteten, als die Stürme tobten und an dem Haus rüttelten, da stürzte es nicht ein; denn es war auf Fels gebaut. Die Liebe hält allem stand.«

Sigune senkt das Schwert der Säge zum Boden und drückt es, einem Presslufthammer gleich, gegen den Asphalt; die Kette fräst sich ein gutes Stück hinein, Funken sprühen, bis der Motor stillsteht und das Lärmen verstummt. Sigune lässt die Säge, breitet ihre Arme aus und geht einige Schritte bergauf: den beiden entgegen.

Simon Weiser

Eva Briest

Die Geschichte einer unabhängigen Frau

Dies ist die Geschichte eines Mädchens, das auszog, um zur Frau zu werden, das auszog, um sich selbst zu finden. Vater und Mutter waren dagegen, doch sie musste es tun! Gleich einem weißen Schwan wollte sie sich in die Lüfte der Freiheit emporschwingen, um das hässliche Entlein, das sie einst gewesen war, hinter sich zu lassen. Dies ist die Geschichte eines Mädchens, das auszog, um sich die Brüste vergrößern zu lassen. Sie lebte im Flachland, reiste in die Berge, hatte Mandarinen und kaufte Orangen. Große Brüste, dicke Dinger. Busen, Möpse, Titten…ja, die weibliche Pracht trägt viele Namen.
Eva, so soll das Mädchen hier heißen, heißt in Wahrheit nur hier so, den echten Namen will ich aus Respekt vor der ärztlichen Schweigepflicht verheimlichen. Diese Eva also kam nach langem Zögern und reichlichem Nachdenken – der ästhetischen Chirurgie wird nämlich nach wie vor einige Skepsis entgegen gebracht und ihre Dienste in Anspruch zu nehmen, erfordert noch immer ein bestimmtes Maß an Mut. Zu Unrecht, wie ich meine! Sollten also auch Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, in Erwägung ziehen, sich von mir oder einem meiner Kollegen helfen zu lassen – denn zu helfen ist die größte Ehre unseres Berufstandes, Ihnen zu helfen, verlangt von uns nicht nur die Pflicht als Arzt, sondern vielmehr die Pflicht als Mensch – sollten also auch Sie der Meinung sein, Ihr Körper bedürfe einer Aufhübschung, so fühlen Sie sich nicht gehemmt.

Eva überwand sich, tat diesen Schritt, kam in meine Praxis in der Schulstraße 23 in 44787 Bochum, ein schönes Gebäude mit einladender Glasfassade inmitten reichlich Grün (meine Damen und Herren, fühlen auch Sie sich herzlich eingeladen). Sie kam, um als die unabhängige Frau, die sie war, für ihr angestammtes Recht einzutreten, um den Leib einzufordern, der ihr zustand. Sie kam, um nunmehr selbst schöpfend tätig zu werden und sich gleich eines weiblichen Prometheus, einer Promeuthina, den Schlachtruf des Feminismus »Mein Körper gehört mir!« in ein tatsächliches Sein manifestierend über Natur, Schicksal, Götter, Patriarchat hinwegzusetzen. Eva Briest kam für nichts weniger als Doppel D.

Und hier nun liegt sie also: Eva. Im ruhigen Takt hebt und senkt sich ihre Brust, der Atem beginnt langsamer zu werden. Die Aufregung, die sie vor wenigen Minuten noch umgetrieben hat – und wer mag es ihr verdenken? Die nächsten Stunden mochten ja nicht nur einen Eingriff in ihre körperliche Beschaffenheit mit sich bringen, sondern gar einen Eingriff in ihre Identität – diese Aufregung verschwindet nach und nach. Die Narkose entfaltet ihre Wirkung. Entblößt liegt ihr Körper vor mir, ein helles Tuch, etwa bis zur Leiste gezogen, bedeckt lediglich ihren Unterleib. Ihre weiße Haut ist noch vollkommen unversehrt, rote Linien markieren aber schon jetzt die Stellen, an denen ich in wenigen Minuten mein Skalpell ansetzen und die Klinge in ihren Körper treiben werde.

Wie einfach das doch alles ist: Präoperativ vermisst man die »Hardware«, sprich: die anatomischen Voraussetzungen des Patienten. Zuerst die Entfernung zwischen Jugulum und der Brustwarze, dem Sahnehäubchen auf der Torte. Dann Brustbreite und -höhe, im Anschluss die Parenchymdicke. Davon ausgehend werden dann die Implantate an die natürlichen Gegebenheiten angepasst. Der Schnitt wird an der neu angesetzten Unterbrustfalte gezogen, weshalb die Narbe bei optimaler Positionierung (was mir in der Regel natürlich gelingt) wenig auffällig ist. Sie verschwindet, wenn sich der neu geschaffene Busen mit all seiner Pracht über die Zeichen des Einschnitts legt. Eva wird nichts zu klagen haben, nur noch schöner erscheinen – denn schön ist sie ja schon jetzt, so wie sie vor mir liegt, wären da nicht die kleinen Brüste.
Ihr Bauch ist flach, die Taillen schmal. Rippen und Brustkorb sind unter der Haut zu erkennen. Feine, kleine Härchen wachsen um den Bauchnabel, leicht zeichnet sich ihre Muskulatur im Schatten des kalten Lichts ab.

Sie trägt rote Unterwäsche – nehme ich zumindest an, gesehen habe ich sie nicht, doch beugt man sich ein wenig über ihren Körper, lassen sich die Konturen der Unterhose erahnen, ihre Farbe schimmert leicht durch das dünne, über ihre Beine geworfene Laken. Die Unterwäsche, dieser Fetzen Stoff offenbart, da er den intimsten Teil des menschlichen Körpers schützen und verbergen soll, stets einen Einblick in das Wesen des Trägers. Und wie viele verschiedene Frauen lagen schon hier unter meinem Messer vor mir aufgebahrt und wie oft würde ich mich wohl

bestätigt sehen? Überrascht, enttäuscht? Es wäre so einfach: Ein kurzer Griff, ein schneller Blick und schon…

Der Assistenzarzt, Herr Doktor Mooser, betritt das Operationszimmer, gefolgt von meinen beiden Krankenschwestern. Nur mühsam kann Eva einen Blick auf die neu Eingetretenen werfen, ihre braunen Augen werden schläfrig und beginnen sich zu schließen. Die Operation kann bald beginnen. Kurz bevor die Narkose vollständig Besitz von Eva und ihrem Bewusstsein ergreift, lege ich noch sachte meine Hand auf ihre nackte Schulter – hätte ich keine Handschuhe an, würde ich sicherlich ihre sanfte, weiche Haut zu fühlen bekommen – und sage: »Alles wird gut, Eva.«
Drei Tage ruhte Jesus und drei Stunden wird Eva schlafen, um in ein neues Leben zu treten. Sie wird den Stein der Unterdrückung zur Seite wälzen und das Grab jeglicher Weiblichkeit, nur kleine Brüste zu haben, endlich verlassen dürfen. Männer werden ihres Weges kommen, doch jene werden ob der Veränderung mit Blindheit geschlagen sein, nicht im Stande, dies Wunder zu erkennen. Die Neugeborene aber wird rufen: Fürchtet euch nicht, ich bin es wirklich! Ihr jedoch seid Zeugen meiner Wandlung, seid Zeugen, dass aus Eva, dem Mädchen mit dem Knabenbrüsten, Eva »Doppel D« Briest geworden. Denn dies ist mein Leib, den ich für euch hingegeben habe.
Im Namen des Vaters,…die Narkose schlägt an. Des Sohnes,... Eva fällt in geistige Umnachtung. Und der ästhetischen Chirurgie... Ich setze den ersten Schnitt. Amen.

Sonja Hahn

Möchten Sie noch einen Kaffee?

Das Hotel lag inmitten der regen Innenstadt. Ein gutes Mittelklasse Hotel, nicht zu schick, aber auch nicht schäbig, definitiv ein wenig bieder. Cornelius wippte auf seinen Fußballen auf und ab. Die schüchterne Praktikantin hatte weder seinen, noch den Namen seines Arbeitgebers auf der Buchungsliste finden können. Er wartete darauf, dass sich eine der versierteren Empfangsdamen zum Schalter begeben würde, um sich dem Problem anzunehmen. Das Warten machte ihn nervös. Es machte ihn nervös, dass die Wand zu seiner Linken mit einem Spiegel verkleidet war, so war er nicht nur innerlich, sondern gleichsam gedoppelt auch im Spiegel nervös. Seine Anspannung füllte den kompletten Empfangsraum des kleinen Hotels aus. Hatte seine Firma wirklich ein Zimmer für die Dauer der Ingenieurstagung reserviert? Vielleicht hatte sie es vergessen? Vielleicht hatte das Hotel die Reservierung verschludert und er würde noch morgen hier stehen. Cornelius Blick huschte durch das Foyer. Am Ende eines langen Ganges sah er einen Ausschnitt des Frühstücksraums.

Eine ältere Dame mit gelblich wirkendem Haar stand mit einem Tablett an dessen Schwelle, das Gesicht im Halbschatten verborgen. Sie wirkte in ihrem schwarzen Kleid mit der weißen Schürze merkwürdig starr, wie eine Hostess der alten Schule: streng und gerade.
»Sie wollen einchecken?« Eine junge brünette Frau, mit einem freundlichen Gesicht war am Schalter erschienen. »Entschuldigen Sie die Unannehmlichkeiten. Ihr Zimmer wurde aus Versehen unter falschem Namen gebucht.« Erleichtert gab Cornelius seine Daten an, bevor die Frau ihm seine Zimmerschlüssel aushändigte.
»Frühstück ist von sieben bis neun Uhr, ich wünsche Ihnen einen angenehmen Aufenthalt.« Cornelius nickte freundlich und begann, nach einem letzten Blick auf die seltsame Bedienung, die hölzerne Stiege, die zu seinem Zimmer führte, hinaufzusteigen. Sie kam ihm unangenehm steil und schmal vor. Je weiter er sich den Zimmern näherte, desto stickiger wurde die Luft. Holzvertäfelte Wände und schwere Bilderrahmen hatten die Spiegelwand und den weißen Marmor des Empfangsraums abgelöst. Das ganze Interieur des Hotels schien sich immer mehr wie ein gediegener Landgasthof auszunehmen. Sein kleines Zimmer erinnerte ihn, mit seinen

verschnörkelten Holzmöbeln, gar an eine geschreinerte Puppenstube. Die Einrichtung ließ das Foyer nahezu futuristisch wirken. Cornelius musste unwillkürlich an die seltsame Alte denken, sie erschien ihm nun wie manufaktiert für diesen Ort.

Ein mechanisches Ticken machte ihn auf eine Kuckucksuhr im Eck neben dem Schrank aufmerksam. Sie war filigran gearbeitet, das Holz bunt bemalt. Cornelius empfand ihre Anwesenheit als ungewöhnlich. Er inspizierte die Uhr fachmännisch. Eine Chalet-Kuckucksuhr mit einem Acht-Tage-Uhrwerk, 19. Jahrhundert. Cornelius stieß einen anerkennenden Pfiff aus. Falls das Innenleben der Uhr antik war, wurde der Kuckucksruf noch über winzige Pfeifen im Inneren der Uhr erzeugt. Eine Schande so ein altes Schmuckstück nicht besser zu präsentieren. Am nächsten Morgen begab sich Cornelius ohne Umschweife in den hellen Frühstücksraum, um seine Energiespeicher für die anstehende Tagung zu füllen. Er war am Tag zuvor zügig zu Bett gegangen, hatte aber fürchterlich geschlafen. Das Ticken der Uhr hatte sich in seine Träume eingeschlichen. Cornelius hatte von dem schreienden Kuckuck geträumt, bis plötzlich der Kasten auf den Boden gefallen und in seine Einzelteile zersprungen war: ein Durcheinander der hölzernen Mechanik, der Schräubchen und Federn und dem Kuckuck, der nun wie tot, abgetrennt von der Uhr, keinen Laut mehr von sich gab. Den Schweiß im Nacken hatte er versucht sie wieder zusammenzusetzen, doch die Menge der Teile schien immer größer und unübersichtlicher zu werden. Dann war da mit einem Mal die alte Dame, ihr Gesicht zuckte seltsam, bevor sie ihre Hand nach Cornelius ausstreckte und ihre hölzernen Finger schraubstockartig um sein Handgelenk schloss.

Cornelius fühlte sich wie gerädert und ließ sich erschöpft an einem rechteckigen Holztisch nieder. Jeder Tisch war akkurat für Zwei gedeckt und mit einem kleinen Blumenarrangement adrett dekoriert. Kaum hatte er sich gesetzt, kam eben die alte Dame, die ihn zuvor noch in seinem Traum heimgesucht hatte, auf ihn zu. Sie blieb exakt einen Meter neben Cornelius stehen, beugte sich in einem fünfundvierzig Grad Winkel nach vorne, lächelte emotionslos und fragte mit einer heiseren Stimme: »Möchten Sie einen Kaffee?« Ihr Atmen ließ Cornelius an das pfeifende Austreten der Luft eines Blasebalgs denken. Sein Blick blieb an ihrer wächsernen Haarstruktur hängen. Diese, und überhaupt die ganze Dame, erinnerte ihn an die alten Porzellanpuppen seiner

Großmutter. Sein Alptraum hallte wie ein kurzes Echo in seiner Erinnerung auf und ein eisiger Schauer überlief ihn.
»Möchten Sie einen Kaffee?«
Cornelius räusperte sich: »Bitte, ja.« Die alte Bedienung füllte seine Tasse mit der dampfenden, braunen Flüssigkeit, bevor sie sich an den nächsten Gast wandte.
Cornelius schaffte es nicht seinen Blick von der Frau abzuwenden. Etwas an ihr ließ ihm die Haare zu Berge stehen. Ihre Bewegungen schienen an jedem Tisch in den exakt gleichen Abmessungen zu erfolgen. Sie sagte weder guten Morgen, noch wie geht's, stellte nur die immer gleiche Frage. Sie bewegte sich langsam und mechanisch.

Cornelius rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her, war er der einzige, dem die Frau komisch vorkam? Die anderen Gäste schienen so in ihr Frühstück vertieft, dass sie der Dame lediglich ein flüchtiges Lächeln zu warfen, ohne wirklich hin zu schauen. Die gestrige Nervosität war zurückgekehrt. Diese Bewegungen… Sie konnte doch kein Automat… Aber wieso eigentlich nicht? Möglicherweise ein Versuch des Hotels, den Gästen einen Automaten unterzujubeln, um menschliches Personal zu sparen. Eine mechanische Holzkonstruktion aus früherer Zeit, wie die Dame selbst, nicht Dame… Cornelius schüttelte den Kopf, fasste sich, trank den letzten Schluck Kaffee…
»Möchten Sie noch einen Kaffee?« Schon stand sie neben ihm, einen Meter entfernt, fünfundvierzig Grad, wie konnte sie wissen…
»Bitte, ja.«
Cornelius wartete mit pochendem Herzen, bis sie davon gestakst war, bevor er die heiße Brühe herunterschlang. »Möchten Sie noch einen Kaffee?« Sie war schon wieder da. Ein wachsendes Grauen breitete sich in Cornelius aus, er wollte den Blick abwenden, doch ihre gläsernen Augen hielten ihn gefangen. Es schien ihm, als wären die Pupillen lediglich kreisrunde, von Farbe umrandete Auslassungen. Cornelius meinte die hölzerne Mechanik, die Zahnrädchen und Achsen, die Gummiriemen und Kolben hindurch sehen zu können. Hörte er das Knarzen? Das Knacken, das Surren der Rädchen? Das Klackern der ineinandergreifenden hölzernen Zähnchen? Wieder und wieder und wieder näherte sie sich dem Tisch. »Möchten Sie noch einen Kaffee? Möchten Sie noch einen Kaffee?« Cornelius starrte auf den Mund der Frau. Wie klappende

Holzkiefer eines Nussknackers. Kaffee? Kaffee? Klack, Klack, Klack machte die Mechanik, der Mund ging auf und zu, die Artikulation schlecht gearbeitet, die hölzerne Konstruktion zu plump um die filigrane Intonation der menschlichen Sprache zu beherrschen. Und sie starrte, starrte ihn an, wartete auf den Befehl, Kaffee ja oder nein, hing die Mechanik?

»Bitte, ja.«, sagte Cornelius schwach, begann zu zittern, die nächste Tasse, er wusste nicht, die wievielte es war, aber runter damit, den Automat anfixiert. Sie bewegte sich steif auf ihn zu, der Rücken ein Brett, als Rückgrat einen Stock. Tock, tock, tock, näherten sich die hölzernen Schritte, näherte sich die unvermeidliche Frage, und Cornelius zuckt, springt auf, stößt an den Tisch. Das Essen fällt, der Kaffee spritzt, die Dame stürzt.

Sie greift nach ihm, »Weg von mir!« er schlägt nach den hölzernen Fingern, den Stöckchen, schlecht bespannt mit… er will es nicht wissen. Sie fallen beide, das Holz knackt und bricht. Cornelius schreit, kann es nicht ertragen. Der fürchterliche Automat, zerbrochen, kaputt. Längliche Objekte liegen verstreut, Holz, Metall, Porzellansplitter. Die Mechanik! Die Gelenke und Glieder! Cornelius liegt, er greift nach etwas, seine Hände zittern vom Koffein, ein Bein aus Holz. Eine Stimme brüllt: »Sperrt ihn weg! Der dreht komplett durch!«

Plötzlich waren überall Körper, die an Cornelius rissen und zerrten, die ihm den Blick auf den kaputten Automat verwehrten, ihn davon trugen. Eine Tür knallte, ein Schlüssel drehte sich und plötzlich war er allein. Cornelius rappelte sich keuchend auf. Sie hatten ihn in eine kleine kahle Aktenkammer gesperrt.

Ein altes gerahmtes Bild weckte seine Aufmerksamkeit. Es war schwarz weiss, schon etwas vergilbt. Ein Schnappschuss des Frühstücksraums. Unten in der Ecke stand eine Jahreszahl – 1974. Cornelius wischte mit seinem Hemdsärmel die Staubschicht weg. Eine alternde Hostess im Hintergrund schien einem Gast Kaffee anzubieten.

Ein Meter entfernt, fünfundvierzig Grad… Alle Kraft schien Cornelius Glieder zu verlassen, als er sie erkannte.

Zeitbombe

Tick tick tick tick – Sekunde für Sekunde zählt die Uhr meiner Geduld, rückwärts fallen die Zahlen einem ungewissen Ende entgegen. Es ist das Unnötige, das mich so fertig macht. Der Dorn im Auge… Der Stachel im Schuh… Man wird ihn nicht los. In jedem Arbeitsumfeld gibt es diese eine Person, die einem das Leben zur Hölle macht. Die mit jedem neuen Tag das Selbstwertgefühl ein bisschen weiter nach unten setzt. Sie ist gut! Subtil geht sie vor, um sich selbst zu profilieren. Eine muss dafür herhalten. Diejenige bin ich. Ihre Taktik? Guerilla. Definitiv. Unterschwellig und unauffällig. Ausgeklügelt. Nichts entgeht ihr. Wenn man sich in Ruhe wähnt, hat man bereits verloren.

Der Tag fängt schon gut an. Gleich mal einen Fehler geleistet. Dem Feind die Achillessehne präsentiert, ihm nicht die Stirn geboten. Ich habe bitter dafür bezahlt. In meinem Kopf sirrt ein hoher Ton. Noch eine Bemerkung und ich explodiere. Jede weitere Verletzung lässt mich dünnhäutiger werden. Es ist nur noch eine Frage der Zeit.

Innerlich fluchend mache ich mich an die Arbeit. Jeden Morgen laufe ich in die Garage und schiebe einen verbeulten Metallwagen, gefüllt mit einer Tonne Magazinen, ins Geschäft. Drei Bandscheibenvorfälle später sind die Zeitschriftenpakete entladen und ich durchgeschwitzt. Egal, nach dem Einräumen wäre der Schweiß das geringere Problem… Der trocknet, die Druckerschwärze an meinen Fingern… Die bleibt. Aus den Augenwinkeln sehe ich SIE… Kann die nicht woanders arbeiten? Es sind Zeitschriften, verdammt… Keine Richard Wagner – Handschriften. 40% so schlecht verpackt und beschädigt, dass ich sie einfach nur zurückschicken kann. Klonk. Irgendwie befriedigend, die Dinger in den Wagen zu schmeißen. Sehen Sie? ICH ARBEITE! Ich bin fleißig. Ich mag neunzig Grad Winkel und sauber gefaltete Abholzettel. Ordnung muss sein. Nur weil die Zeitschriften einsortiert sind? Hier gibt es immer was zum Geraderücken… Es macht sogar Spaß! Ein aufgeräumter Laden, wo ich gerne einkaufen würde. Bei mir ist der Kunde nämlich wirklich noch König. Ich weiß, die Wirtschaft und so… aber die Werbung macht sich im Mülleimer auch ganz gut… Was will Oma Lotte auch mit einer Infobroschüre über den neuesten E-Book Reader? Außer verbrennen?

Noch eine Bemerkung und ich raste aus…

Und wieder ihr Blick… Lauernd, berechnend, witternd, kritisch… Ich lächele. Guck? Ich arbeite! Ich mach das gut! Und erstarre, denn:

»Frau Hahn. Sind Sie mit den Zeitschriften fertig? Dann können Sie diese auch wegbringen und nicht die Zeit verschwenden!«

BUMM! Gegen die Wand gefahren. Wie das Stottern eines absterbenden Motors kommt meine Motivation zum Erliegen.

Ein Echo hallt in meinem Kopf.

Frau Hahn.

Frau HAHN

FRAU HAAHHN! Sie können die ZEITSCHRIFTEN auch JETZT zurückbringen. Keine Zeit verschwenden! SIND SIE FERTIG? SIND SIE FERTIG? FERTIG? Fünf Minuten vor der Zeit… ich weiß. ICH WEIß! NEIN. Ich bin noch nicht fertig. Aber das sage ich natürlich nicht. Denn in Wirklichkeit bin ich komplett fertig, dachte, dass vielleicht auch das Ramschregal gegenüber der Zeitschriftenwand mal einer Aufräumkur bedarf. ES TUT MIR LEID, dass ich dachte, ich darf PUTZEN. Etwas BESSER machen! Ich knalle den Deckel auf den Wagen und zwänge mich an dieser Person vorbei. Wut wallt durch meine Adern, die Zahlen beginnen zu rennen. Unkontrolliert. Laufen rückwärts. Zu schnell, viel zu schnell… Bis eine Null sich an die nächste reiht… Der Zeitzünder abgelaufen.

Und in Wirklichkeit schiebe ich den Wagen gar nicht mehr. In Wirklichkeit beginne ich zu schreien.

Jetzt REICHT'S!

WAS BILDEN SIE SICH EIGENTLICH EIN? ICH MACHE EINEN GUTEN JOB! ICH BIN FERTIG, ABER SIE PACKEN IHRE BÜCHER HIER, ICH PASSE MIT DEM WAGEN HIER NICHT DURCH, ALSO RÄUME ICH ANDERWEITIG AUF, BIS SIE FERTIG SIND. VERSTEHEN SIE? ICH HELFE! ICH VERSCHWENDE KEINE ZEIT!

SIE SOLLTEN SICH SCHÄMEN MICH SO RUMZUKOMMANDIEREN! JEDEN BESCHISSENEN TAG DEN ICH MIR HIER DEN ARSCH AUFREISSE. WAS HABEN SIE EIGENTLICH FÜR EIN PROBLEM?!? ICH KANN NICHTS DAFÜR, DASS SIE SCHLECHT GELAUNT SIND, WENN SIE ÜBERARBEITET. ES IST MIR AUCH EGAL. LASSEN SIE MICH VERFICKT NOCHMAL IN RUHE MEINEN JOB MACHEN? HÖREN SIE? LASSEN SIE MICH EINFACH MEINEN JOB MACHEN! MEINEN VERDAMMTEN JOB!

ICH HASSE SIE!

HASSE SIE!!!

HÖREN SIE? LASSEN SIE MICH EINFACH MEINEN JOB MACHEN!

Ich verschwende keine Zeit. Ich bin fleißig! Hören Sie? Seien Sie froh, dass ich hier bin! Ich bin etwas WERT. HÖREN SIE! ICH WOLLTE NUR HELFEN!

Ich verschwende keine Zeit. Ich bin fleißig!
Hören Sie? Seien Sie froh, dass ich hier bin! Ich
bin etwas WERT. HÖREN SIE! ICH WOLLTE NUR
Ich verschwende keine Zeit. Ich bin fleißig!
Hören Sie? Seien Sie froh, dass ich hier bin! Ich
bin etwas WERT. HÖREN SIE! ICH WOLLTE NUR HELFEN!

Ich verschwende keine Zeit. Ich bin fleißig! Hören Sie? Seien Sie froh, dass ich hier bin! Ich bin etwas WERT. HÖREN SIE! ICH WOLLTE NUR HELFEN!

Heiße Tränen. Jetzt NICHT WEINEN!

ICH LASS MICH NICHT ERNIEDRIGEN!

Da sind die Zeitschriften. Da hast du sie. Ich bin sowas von fertig damit. Ich schmeiß sie vor ihre Füße. Ich zerreiße und werfe und trete um mich. Buntes Papier wirbelt durch die Luft. Ich lass mich nicht von dir erniedrigen. Das kannst du vergessen. Das Buch fliegt. Die Seite reißt. Die Wägen kippen. Das Chaos regiert. Und sie steht da. In ihrer Arbeit. Ich hab sie zerstört. Die Fetzen fliegen wie Asche um ihr Haupt. Fassungslos. Und plötzlich fühle ich mich leer.

Warum hast du das getan?

In Wirklichkeit schreie ich nicht. In Wirklichkeit parke ich den Zeitschriftenwagen in der Garage. Zurück im Geschäft hänge ich den Schlüssel an seinen Haken und gehe.

Teresa Wimmer

Vor der Rede

Blutrot ist eine wunderschöne Farbe, denke ich mir, als ich auf den Schnitt an meinen Finger schaue. Wunderschön. Gleich morgen werde ich mir einen Lippenstift in dieser Farbe kaufen. Aber Blut schmeckt nicht gut. Ich lege das Messer neben die Zwiebeln auf die dunkle Granitplatte und laufe zum Wasserhahn. Das eiskalte Wasser lässt die schöne Farbe verblassen, bis schließlich nichts mehr von dem Einschnitt zu sehen ist bis auf eine feine Linie.

Das ist nur passiert, weil ich an diese verdammte Rede denken musste. Die Wunde beginnt zu brennen. Aber ich ignoriere den Schmerz. Wie viele Leute werden die Rede wohl hören? Hundert? Tausend? Mehr als tausend? So gut können die Lautsprecher gar nicht sein.

Ich muss daran denken, was meine Ballettlehrerin immer zu uns vor Auftritten gesagt hat, als ich noch ein Kind war: »Stellt euch einfach vor, das Publikum sitzt in Unterhosen da. Dann müsst ihr automatisch lächeln!«
Drei Minuten lächelnd zu tanzen scheint mir jetzt wie das Einfachste auf der Welt.

Mein Blick fällt auf die Fotos an unserem Kühlschrank. Kara und Alex bei einem Baseballspiel, Kara und meine Eltern an Thanksgiving, Kara auf ihrem neuen Fahrrad, Kara in unserem Garten. Sie sieht so fröhlich aus in jedem dieser Fotos. Man sieht ihr an, dass sie einfach lacht, weil sie lachen will und nicht, weil sie gerade fotografiert wird.
Ich hoffe, dass sie sich nicht mehr die gleichen Sorgen machen muss, die ich mir mache. Allein schon für Kara lohnt es sich. Kara soll nicht mehr darauf warten, dass wir mal eine Präsidentin haben. Doch reden ist nicht meine Stärke.

»Kind, rede doch nicht immer so schnell«, höre ich meine Großmutter sagen. Aber es sind zu viele Gedanken, die auf einmal hinaus wollen. Ich denke daran, wie ich mich übergeben musste, als ich zum sechzigsten Geburtstag meiner Mutter eine Rede halten sollte. Meine Händen werden

zu Fäusten, wenn ich daran denke, wie meine Cousins gesagt haben, dass ich wie ein Mädchen werfe und ich deshalb extrem beleidigt war.

Ich sehe auf die Uhr auf meinem iPhone. Alex kommt bald vom Baseballtraining zurück. Ich sollte fertig kochen, den Tisch decken, an etwas anderes denken...Nicht hier einfach so in der Küche stehen. Der Wasserhahn läuft immer noch.

Das Telefon klingt und ich mache endlich den Wasserhahn aus. Es ist meine Mutter.
»Hallo Schätzchen, ich wollte dir nur nochmal viel Glück wünschen für deine Rede morgen!«
»Danke, Mama«, erwidere ich. Das sollte eigentlich ein »Danke für alles« sein. Ohne sie würde ich morgen dort nicht stehen können… nicht stehen wollen.
»Es tut mir ja so leid, dass ich nicht dabei sein kann... dass sie die Reha noch mal verlängert haben, konnte keiner wissen. Alex nimmt es doch bestimmt auf Video auf, oder?«
Ich muss grinsen. Erst jetzt merke ich, wie angespannt meine Gesichtsmuskeln gewesen sind. »Es ist schon okay, dass du nicht kommen kannst. Ja klar, Alex nimmt es auf.« Und ich kann mir nicht verkneifen hinzuzufügen: »Aber nicht auf Video.«
Meine Mutter verdreht bestimmt genervt die Augen, als sie sagt: »Ich weiß doch nicht, wie dieses neuartige Zeug heißt. Jedenfalls will ich sie mir dann auf jeden Fall anschauen. Du machst das bestimmt großartig, Schätzchen. Ich bin so stolz auf dich!«
»Danke, Mama«, sage ich wieder. Ich bin ein bisschen froh, dass sie nicht da sein kann. Dann muss ich nicht live vor ihren Augen versagen.
»Bist du sehr aufgeregt?«
»Nein, es geht«, lüge ich und hätte sie mich jetzt gesehen, hätte sie sofort diese Lüge durchschaut.
»Ich denke morgen ganz fest an dich. Jetzt gibt's gleich Abendessen. Also mach's gut und grüße Alex und Kara von mir.«
»Mach ich. Tschüss.«

Nachdem ich aufgelegt habe, bemerke ich, dass Kara in der Tür zur Küche steht. Sie beobachtet mich neugierig.

»Wie lang stehst du schon da, Kara?« frage ich verwundert.
»War das Oma?« fragt sie zurück. Ich nicke.
»Ich habe Katie heute erzählt, dass du morgen eine Rede hältst. Sie will mit ihrer Schwester kommen«, verkündet Kara stolz.
Ich lächele: »Das ist aber schön.« Und dabei werde ich tatsächlich noch ein bisschen aufgeregter. Katie wird ihrer Mutter Cynthia davon erzählen. Cynthia wird in ihrem Buchclub darüber reden. Alle werden über mich reden. Ich werde nicht mehr »Leslie, die Buchhalterin, Karas Mutter, die, die immer exzellente Brownies bäckt« sein, sondern »Leslie, die diese Rede gehalten hat«. Zumindest bis ich etwas anderes machen werde, was bedeutend genug ist, dass es in einem Atemzug zusammen mit meinem Namen gesagt wird.
Kara schaut neugierig in den Topf mit köchelndem Wasser. Ein eindeutiges Zeichen, dass sie Hunger hat. Ich wende mich wieder den Zwiebeln zu und versuche nicht weiter an morgen zu denken.

Der nächste Morgen bringt Sonnenschein und beißenden Wind. Immerhin regnet es nicht. Ich ziehe mir bequeme Stiefel an und meinen schönsten, hibiskusroten Schal. Meine Haare sehen zerzaust aus, aber das stört mich nicht. Ein paar Sekunden im Frühlingswind und alle meine Versuche sie zu glätten wären zunichte gemacht.
Alex fummelt schon den ganzen Morgen an seiner Digitalkamera herum, damit auch alles klappt, wenn er mich filmen soll. Jetzt steht er mir gegenüber und zoomt nahe an mein Gesicht heran.
»Du hast da ein bisschen Dreck an der Nase«, sagt er von hinter der Kamera.
Reflexartig wische ich mir über die Nase und Alex lacht. Er legt die Kamera zur Seite und geht auf mich zu.
»Da ist nichts... du siehst perfekt aus«, flüstert er und streicht eine meiner Haarsträhnen hinter mein Ohr. Mein Puls beruhigt sich ein bisschen.

Es sind viele gekommen. Sehr viele. Und doch irgendwie nicht genug. Fast alle tragen ein pinkes oder rotes Kleidungsstück, besonders viele haben Mützen und Schals in diesen Farben. Sie schwingen Fähnchen oder halten Transparente hoch. Vor meinen Augen verschwimmt die Menge zu einem großen, bunten Meer. Da unten habe ich auch schon unzählige Male gestanden

und mich so groß, so unbesiegbar gefühlt, als ein Teil dieser großen Menge. Aber jetzt stehe ich oben und blicke herab. Ich komme mir klein vor. An zwei Leinwänden, links und rechts der Bühne werden sie mein Gesicht sehen und es für immer mit den Worten in Verbindung setzen, die ich gleich sagen werde.

Das Mikrofon in meiner Hand fühlt sich so schwer an wie ein Felsbrocken. Aber ich halte es ganz fest, so als ob es das einzige sei, dass mich daran hindert vor Aufregung zusammen zu brechen. Für Kara, denke ich und beginne zu reden. Es wird still. Meine Stimme schallt von überall her. Plötzlich bin ich wieder groß, wieder Teil des großen Ganzen. Und ich sage laut und deutlich: »Hallo! Schön, dass ihr heute alle hier seid an diesem achten März!«

Runa Behr

Nachgefüllt

Vor 42 Tagen und zehn Stunden bist du gegangen, und seitdem sitze ich hier, warte. Ja, ich zähl die Stunden, aber bild dir bloß nichts darauf ein. Anfangs noch gespannt, angespannt, das Handy immer griffbereit, die Augen erwartungsvoll leuchtend. Jetzt aber schaut mir aus dem Spiegel ein leeres Augenpaar entgegen, mit dunklen Ringen drunter. So dunkel, dass die sich auch nach mehrfachem Wischen als Ringe erweisen und nicht als verräterisch verschmierte, nicht abgeschminkte Überreste von gestern Abend. Tief graben sie sich in mein blasses Gesicht, wie sonst nur die Stirnfalte in deines, immer dann, wenn du angestrengt die Augen zusammenkneifst – verträgst keine Kontaktlinsen, bist zu eitel für eine Brille –, um das Kleingedruckte zu entziffern oder zwischen den Zeilen zu lesen versuchst, aber ohne Erfolg.

An die erhoffte klare Ansage deinerseits glaube ich schon längst nicht mehr, hoffe aber nach wie vor auf eine kleine Reaktion, einen Fingerzeig zumindest. Ich schwanke zurück zum Sofa, schwenke den Rotwein im bauchigen Glas. Der muss atmen, da muss Luft dran, wie bei einer frischen Wunde. Und ich höre dich sagen, ich solle nicht schon wieder so pathetisch sein, sehe dich die Augen verdrehen. Jetzt überheblich und herablassend, ganz anders als damals, als du mir den Kopf verdreht hast. Ich trinke noch einen Schluck Wein, zwei, drei. Auch jetzt dreht sich alles. Siehst du, da brauch ich dich gar nicht für.

Vor elf Tagen und vier Stunden habe ich dir, deine letzte Prüfung war längst durch, zuletzt geschrieben. Dass ich dir fürs Examen die Daumen drücke, alle beide. So fest, dass sie schon ganz blau werden. So blau, wie du danach, wenn alles geschafft ist, gewiss auch sein wirst. Steilvorlage für dich, weil du sagtest, du würdest dich dann melden, aber mich hast warten lassen. Und du hättest darauf antworten können, dass danke und schon fertig und yeah und lass uns sehen. Aber stattdessen schreibst du, dass du Tag und Nacht am Lernen seist, die Minuten zählst bis alles vorbei ist, du aber danach, versprochen, gleich zuallererst bei mir, ja, bei wem denn auch sonst, vorbeikommen würdest. Ernsthaft?! Für wie blöd hältst du mich eigentlich? Nicht du zählst die Minuten, sondern ich. Du bist immer auf dem Sprung, hältst dir immer alles offen, und dennoch

habe ich gehofft, du würdest nie so ganz gehen und gelegentlich mit mir raus auf ein Bier. Statt gelegentlich Bier gibt's jetzt täglich Wein. Da brauch ich dich nicht zu. Der ganze Keller ist voll. Ich bin es auch.

Mit geschlossenen Augen, den Kopf im Nacken, das Glas in der Hand, immer halbvoll, nie ganz leer, tanze ich durchs Zimmer. Elegant wie ein Elefant, zerbrechlich wie Porzellan. Die Lippen so blau wie die Schienbeine, mit denen ich immer wieder polternd in die Möbel taumele. Ein bisschen wackelig auf den Beinen, so wie damals beim Kennenlernen, als du mir auf dem Parkplatz gegenüberstandst. Ich stand vor dir und neben mir, verschämt lachend, mit weichen Knien, die mich nicht mehr tragen wollten, ich mich erstmal hinsetzen musste. Ich habe dir schüchtern den kleinen Finger gereicht und gehofft, du würdest gleich die ganze Hand nehmen. Hast du aber nicht, weil eh immer alle Hände voll zu tun, meist mit zitternden Fingern ganz ohne Hinzuschauen krümeligen Tabak drehend.

Deine Papers liegen noch immer auf der Küchenzeile. So oft habe ich hier gelehnt, dich beobachtend, habe dir so oft gesagt, dass du zu viel rauchen würdest, mich geärgert, wie eine alte, belehrende Mutti zu klingen. Du hast jedes Mal bloß genickt und gierig an der Kippe gezogen. Du Süchtling, du erbärmlicher. Krummbucklig im Schneidersitz auf meinem Sofa, genau da, wo mittlerweile ein eingetrockneter Weinfleck ist, der von der Form wie Sylt ausschaut. Anfangs war Sylt ein Versprechen, dann ein ständiges Aufschieben. Wir zwei am Meer, das hätte alles geändert, alles möglich gemacht. Statt Westerland jetzt Kaufland, unteres Regal links, Zwei Neunundneunzig. Schwamm drüber, Kissen drauf, passt schon.

Ich weiß noch, ich habe mich zu dir gesetzt. Du hattest, wie vorher angekündigt, Falafel von um der Ecke mitgebracht, und ich hatte dir extra noch geschrieben, dass bitte ein bisschen scharf und mit ohne Kraut. Und du hattest geschrieben, dass klar, wie immer, wüsstest du doch. Und wie immer hast du es vergessen, tust meinen glasigen, vorwurfsvollen Blick mit einem kurzen Schulterzucken ab, ganz nonchalant, wie es halt so deine Art ist, und puhlst das Weißkraut mit deinen gelblichen, nach Rauch stinkenden Fingern raus. Gott, diese Finger, diese unglaublich geschickten Finger. Überall, auf mir, in mir. Im Wrap, aus dem du den Weißkohl zupfst, dir direkt

in den Mund steckst, ihn mir ohne mit der Wimper zu zucken rübergibst. Mir hingegen zuckt schon die Hand.

»Ey! Sag mal, geht's noch?!«

Dir hängt Soße am Kinn.

»Wie wär's mit 'nem *Danke*?«

»Wie wär's mit 'nem *Fick dich*!«

Du grinst.

»Mich oder dich?«

Boah, Junge, richtig erbärmlich bist du. So intelligent und so kaputt. Du bist so durch. Ich bin es auch – mit dir. Also zumindest fast.

Die Zunge schwer, pruste ich hysterisch los, proste in die Luft, dann, des Klangerlebnis' wegen, gegen die Kommode, ein bisschen zu fest, das Glas kurz vorm Zerbersten. Was war das eigentlich zwischen uns? Ich kichere unbeherrscht, der Wein rinnt unaufhaltsam aus den Mundwinkeln. Die feine rote Spur, am Kinn nochmal kurz gesammelt, tropft runter auf ehemals dein, jetzt mein weißes Hemd, frisst sich rein ins Gewebe. Oft hattest du es nicht an, gestärkt und gebügelt; sahst im Hemd, trotz deiner vielen verschiedenen Gesichter, immer wie verkleidet aus. In diesen seltenen Hemdmomenten hast du ausnahmsweise mal nicht mir, sondern dir selbst was vorgespielt. Die Falafelsoße am Kinn hat dich verraten. Aber egal ob mit Kraut oder ohne, du hast mich am ausgestreckten Arm verhungern lassen, hast dir währenddessen fingerleckend dein eigenes Süppchen gekocht. Aber selbst du, mein Lieber, kochst nur mit Wasser. Auch wenn ich ganze anderthalb Jahre gebraucht habe, um das zu merken. Nie hast du mir reinen Wein eingeschenkt, nie. Das mache ich jetzt selber.

(Text 1)

Arvid Tiering ist ein korrekter Mann, bei dem alles seinen Platz haben muss. Sorgfältig hat er die Schränke in seiner Wohnung eingeräumt. Er hat die Glühbirnen gewechselt, von 400 auf 800 Lumen, damit es auch hell genug ist in den Räumen. Bei den Nachbarn hat er sich gleich am ersten Tag vorgestellt. Nette Menschen, mit einem Sinn für Ruhe und Zurückgezogenheit, genau wie er.

Arvid Tiering hat ein Problem. Sein Problem ist kreisrund und misst etwa einen Zentimeter im Durchmesser. – Ein daumengroßer, schwarzer Fleck, der sich auf der Wand seinem Bett gegenüber befindet. Dieser Fleck geht Arvid nicht aus dem Kopf. Er zwingt ihn dazu, ständig an die Wand zu starren und der Fleck starrt zurück! – morgens beim Aufstehen, abends beim zu Bett gehen, sogar nachts kann er ihn spüren! Und weil Arvid ein Mann der Tat ist und niemand, der sich starrend zufrieden gibt, fährt er zum Baumarkt.

Der Baumarkt ist ein wunderbar aufgeräumter Ort! In der Abteilung »Farbe, Lacke, Tapeten« steht alles schön in Reih und Glied. So ein Eimer weißer Farbe ist eine schöne Sache. Selbst wenn er noch geschlossen ist, kann man die Reinheit spüren, die ihn erfüllt. Weiß birgt ein künstlerisches Potential: Ein »Weiße-Wand-Kunstwerk«. Wände sind nicht nur ein Stück Mauer. Das versucht Arvid dem Mann an der Kasse zu erklären. Ihre enorme Wirkmächtigkeit wird unterschätzt. Dabei steht und fällt mit ihnen alles. Es geht um Prestige, um Repräsentation! Der Verkäufer versteht Arvid nicht. Er will auch gar nichts verstehen, sondern nur, dass Arvid weitergeht, damit er den nächsten Kunden abkassieren kann. Was für eine Enttäuschung! Ein Laden mit so viel Potential, und die Verkäufer haben kein Gespür für die immense Wichtigkeit ihrer Ware.

Im Schlafzimmer will das Streichen Arvids Problem nicht lösen. Wenn er sein Ohr an die Wand legt, kann er den Fleck leise lachen hören. Natürlich! Mit solch einfachen Methoden wird er den Makel bestimmt nicht los. Das hat er sich schon gedacht, hat darum extra ein hochdeckendes Weiß gekauft, Alpina Innenraumweiß, Europas meist gekaufte Farbe, aber vermutlich kämpft der Rest Europas nicht mit der Bedrohung eines solch hartnäckigen Fleckes, wie er auf Arvid Tierings Wand sitzt. Arvid pinselt noch einmal, Arvid rollt, Arvid trägt die Farbe zentimeterdick auf. Es hilft

nichts. Für diesen Fleck reicht deckendes Weiß nicht aus, er braucht einen Speziallack oder vielleicht einen Hochdruckreiniger. Der Fleck ist guter Dinge. Der Fleck lacht.

Zurück im Baumarkt geht Arvid zu demselben Verkäufer. »Ich will eine Rückerstattung«, ruft er. Knallt den Farbeimer auf den Tresen, erläutert wortreich sein Dilemma. Der Mann schüttelt unwillig den Kopf. »Ich kann Ihnen keinen fast leeren Eimer Farbe zurückerstatten.« Er hätte es wissen müssen! Es ist ein Grundsatzproblem: Dieser Mann versteht den Wert einer weißen Wand nicht. Er versteht nicht, dass es in Arvids Leben Wände geben muss, die seine Privatsphäre respektieren. Wände, die ihn nicht anstarren oder auslachen, wenn er abends in seinen Punktepyjama schlüpft. Er schaudert. Jetzt nur nicht den Fleck gewinnen lassen! Er will die Geld-Zurück-Garantie, die im Baumarkt immer so heiß beworben wird. Hier geht es ums Prinzip! Man hat ihm Hoffnung auf ein neues, ein fleckenloses Leben gemacht. Hier werden Versprechen gegeben und nicht gehalten! Hier wird mit Bildern geworben, die es in Wirklichkeit nicht gibt.

Am Ende hat man ihm nichts zurückerstattet, und Arvid beginnt an der Strahlkraft der Innenräume Europas zu zweifeln. Als er am Abend in sein Schlafzimmer tritt, grinst der Fleck ihn schon von Weitem an. So geht das nicht! Er schafft das nicht! Er möchte in Ruhe seinen Pyjama anziehen, sich endlich wieder einmal in Ruhe in der Nase bohren und seine Zehennägel nach dem Schneiden unters Bett kehren. Aber an der Wand sitzt der Fleck. Er starrt ihn an, verfolgt jeden Handgriff und verurteilt ihn für jedes winzige Staubkorn auf dem Boden. Arvid kann den Fleck lachen hören – laut! Er hastet in die Küche, aber sogar dort ist das Lachen zu hören. Es dringt durch alle Wände und lässt das Haus erzittern. Klebeband! Besser eine beklebte, als eine befleckte Wand. Sorgfältig bedeckt er die dunkle Stelle und streicht sicherheitshalber noch einmal mit der restlichen Farbe darüber. Doppelt hält besser! Er atmet tief durch. Gerade hat er sich ins Bett gelegt und die Augen geschlossen, da hört er den Fleck leise sprechen: »So schnell glaubst du mich loswerden zu können?« Nein, nein! Die Ohren zuhalten, die Decke über den Kopf ziehen, so tun, als sei er nicht zu Hause. Es hilft nichts. Der Fleck sitzt an gewohnter Stelle und starrt ihn an. Er durchschaut alles: Das Klebeband, die Wohnung und am allerschlimmsten Arvid selbst.

Arvid liegt im Bett, der Fleck starrt ihn an. Ein Gedanke quält ihn: Wenn er ein korrekter Mensch ist, müsste er doch auch korrekte Wände haben. Schon wieder lacht der Fleck. Er kann Arvids Gedanken lesen: »Korrekt? Seit wann bist du denn korrekt?«, ruft er triumphierend. »Ich kenne

all deine Macken. Ich weiß vom Punktepyjama, vom Nasebohren und den Zehennägeln. Ich weiß, dass du vergisst, deine Mutter anzurufen und dann lügst, du seist zu beschäftigt mit der Arbeit. Ich weiß vom Dating-Portal, von deinen Jugendfotos, der Enttäuschung, wenn du die Frauen nicht ins Bett bekommst, … ich…« Stopp! Es ist unerträglich, einfach unzumutbar. Keiner kann so leben, sich diesem ständig starrenden Blick aussetzen. Dieser Fleck muss weg! Arvid rappelt sich auf und wirft die Bettdecke zur Seite. »Wir beide haben keinen Platz in dieser Wohnung!«, schreit er in Richtung Wand. »Dann geh doch, geh doch«, singt der Fleck fröhlich. Im Punktepyjama stürmt Arvid die Kellertreppe hinunter. Unmöglich jetzt noch Rücksicht auf die Nachbarn zu nehmen. Das ist ein Notfall! Sein Ziel ist Schweigen. Ihm bleibt nur noch eins: Den Fleck vernichten, bevor der Fleck ihn vernichtet. Ein Kampf, auf Leben und Tod.

Als er mit dem Vorschlaghammer vor ihm steht, ist dem Fleck das Lachen plötzlich vergangen. Er weiß was jetzt kommt und will, dass Arvid ihn begnadigt. Er schluchzt laut auf, versucht es mit Augenzwinkern und traurigen Blicken. Jetzt kommen die Versprechungen: »Ich tu's auch nie wieder!« Aber das wird ihm nicht helfen. Jedes Bitten kommt zu spät, Arvid lässt sich nicht erweichen. Mit dem Hammer zielt er auf die Stelle, an der sich der Übeltäter wie eine Zecke in die Wand krallt.

(Text 2)

Ich stehe allein am Rande der Meeresbrandung und versuche zu verstehen, was die Wellen mir zu sagen haben. *Warum hast du nicht mit mir geredet?* Ein Seevogel kreist über mir, sein Schrei ist wie ein Schlag auf meinen Kopf, der mich daran erinnert, dass ich in einem ständigen Traum lebe, den ich unmöglich verlassen kann. Schreien ist gut. Schreien bedeutet eine Stimme haben. Und das bedeutet Leben. Aber lebendig sind hier nur die Seevögel. *Warum hast du nicht mit mir geredet?* Jetzt ist es zu spät. Jetzt wird nicht mehr geredet. Salzwasser trocknet, und meine Zunge fühlt sich so verdorrt an, als würde sie gleich zerfallen, in feine, weiße Sandkörner, genauso wie der ganze Rest von mir. Dann wird mich das Meer aufnehmen und fortspülen, um mich irgendwo in tausend Teilen wieder auszuspeien. *Warum hast du nicht mit mir geredet? Schämst du dich nicht? Mich einfach hier zu lassen, ohne Worte.* Deinetwegen kann ich nicht sprechen oder atmen. All die Worte, die wir nicht sprachen, haben einen Klumpen in meiner Kehle gebildet. Ich würge, aber ich kann sie nicht ausspucken.

Dabei habe ich dir immer alles erzählt. Du wusstest, dass ich klein bin und innen groß, wusstest, dass ich nichts weiß und du noch weniger. Wir haben in der Erde gepuhlt, Blumen eingepflanzt, die vom Unkraut immer wieder überwuchert wurden. »Warum?«, habe ich gefragt. »Weil Unkraut leichter Wurzeln schlägt als Blumen.«, hast du gesagt. Ich lache vor Wut. Bin ich etwa ein Unkraut? Ein hartnäckige Moosauf einer Betonstufe? Alle kratzen an mir herum und bekommen mich nicht ab. *Warum hast du nicht mit mir geredet?*

Es müssen eine Millionen Sandkörner unter meinen Füßen sein, die ich alle zugleich ersticke, zum Verschwinden zwinge, lebendig begrabe. Nicht weil ich grausam bin, sondern einfach, weil es keine andere Möglichkeit gibt, an einem Strand zu stehen. Du hast das Gleiche getan, hast mich zerquetscht, wie ein Korn Sand an einem namenlosen Strand. Dann bist du weggegangen, ohne mich freizugeben. Deine Last liegt immer noch auf mir, drückt mich tiefer und tiefer in den Untergrund. *Warum hast du nicht mit mir geredet?*

Ich bin besser als du! Bin ich es? Das Meer zieht an mir, das Meer liebt mich, möchte mich in den Arm nehmen. Es flüstert mir zu, dich zu vergessen, einfach glücklich zu sein. Es zieht an meinen Füßen. Ich tanze auf einem Bein. Mir fehlt ein Schuh, den hat das Meer schon geschluckt, und ich weiß, dass da jetzt niemand mehr ist, der ihn mir zurückbringen könnte. *Warum hast du nicht mit*

mir geredet? Früher haben wir getanzt, auf beiden Beinen, mit beiden Schuhen. Da waren wir ein Ganzes, und die Musik hat noch gespielt.

Lara Brose

Sammelwut

Eigentlich mochte er keine Heiligenstatuen. Aber diese gefiel ihm. Vor allem ihre Füße. Zu groß für den Rumpf. Vor drei Wochen hatte er den Guss in den Kleinanzeigen gefunden. Die heilige Apollonia. Fünfzehn Euro fünfzig. Ein Schnäppchen. Es war schwierig gewesen, den Besitzer zu kontaktieren. An einem Mittwoch gelang es ihm doch. Der Typ hatte ein Ferienhaus in Südtirol und verbrachte nur selten Zeit in der Heimat. Am Telefon vereinbarten sie einen Abholtermin. Fünfzig Kilometer Richtung Westen war er gefahren. Ein netter Mann. Eigentlich sogar mehr als das. Richtig zuvorkommend. Er half ihm sogar beim Einladen.

Er hatte kurz überlegt. Dann hatte er ihm zwei Scheine ausgehändigt. Und eine Münze. Siebzehn Euro insgesamt. Er wollte nicht kleinlich sein. Zu Hause angekommen, stellte er sich die Figur in die Küche. Links ein Gipsguss von Jagger. Rechts Bismarck. Plötzlich überfiel ihn Müdigkeit, eine bleierne, dumpfe Müdigkeit, die ihn sofort erschöpfte. Er schleppte sich zur Couch. Eine halbe Stunde später überkam ihn die unstillbare Lust auf ein Schnitzel. Er wollte gerade mit dem Braten beginnen, – da fiel sein Blick auf die Apollonia. Was er da entdeckte, traf ihn unerwartet und bis ins Mark. Der Anblick trieb ihm das Blut ins Gesicht. Mit dem Finger strich er über die Brust der heiligen Apollonia. Es war nicht zu fassen.

Er ging den Gang entlang und klopfte an ihre Zimmertür. Ein knarzendes Geräusch, ein paar schlurfende Schritte, dann wurde die Tür aufgerissen. Ihr Gesicht war gerötet, die Augen verquollen, das Haar zerzaust. An den Füßen trug sie diese unausstehlichen Pantoffeln. Blauer Fleece, spitz zusammenlaufend mit roten Bommeln an der oberen Naht. Eine nicht zu rechtfertigende, clowneske Geschmacklosigkeit. Plötzlich hatte er keine Ahnung mehr, wie sie hier gelandet waren, wie es zu all dem hatte kommen können. Sie sah ihn fragend an. Abwartend, abschätzig. Er musterte sie genau. Die blauen Äderchen um ihre Nase. Das etwas zu weit in die Stirn wachsende Haar. Er liebte sie nicht mehr.

Dabei war ihm Liebe nichts Fremdes, es gab eine Zeit, da hatte er tatsächlich welche empfunden. Nicht für seine Mutter (die egoistische Schlampe) oder seinen Vater (der ihn in einen verschließbaren Becher gewichst hatte). Mit dieser Frau, die nun diese verabscheuungswürdigen

Pantoffeln trug, war das anders gewesen. Als sie das erste Mal miteinander schliefen, hatte er nicht verstanden, was da passierte. Er hatte sich befriedigt und still und vollständig gefühlt. Auf einmal hatten ihn seine vorigen Beziehungen an von außen bedrohte Fischschwärme erinnert. Auseinanderstieben. Schnell, planlos, in alle Richtungen. Hauptsache weg. Das war sein Impuls gewesen: sich entziehen, bevor ihn jemand zu Antworten nötigen konnte. Die Bewegung funktionierte bei ihr in die entgegengesetzte Richtung: Anziehung. Er hatte ständig bei ihr sein wollen. Und manchmal, ganz selten, tat diese Anziehung so weh, dass sie ihn abstieß. Doch selbst das gefiel ihm. Gegenläufige Bewegungen hatten ihn schon immer fasziniert, sie erschufen vorhersehbare Bilder. Menschenmengen, die auseinanderströmen, unentschiedene Kreisel, Roulette. In diesen Widerspruch konnte er sich flüchten. In die weißen Wände ihrer Wohnung, zu ihrem Plattenspieler und zu der Topfpflanze auf dem Fensterbrett. Er hatte wenig geredet und sie wenig nachgefragt. Er war nicht glücklich gewesen. Aber er hatte sich gespürt.

Irgendwann hatte diese Veränderung in der Luft gelegen. Sie lag auch auf ihrer Haut, das Geständnis lag ihr auf der Zunge. Doch auch sie war nicht gut im Reden. Sie roch plötzlich anders, sie schnitt andere Grimasse, selbst ihr Gang veränderte sich. Die Zeichen waren einfach zu deuten, und er verachtete sie beide dafür, in einem Klischee zu leben.

An einem Dienstag im Herbst gingen sie zusammen in eine Kneipe. Die Band spielte ein klägliches Chet-Baker-Cover nach dem anderen. Er schlürfte einen Whiskey Soda (Bouker´s Bourbon) nach dem nächsten, und sie unternahm mehrere Versuche, mit der Sprache herauszurücken. Das Trauerspiel wurde abgerundet von einem pickligen Intellektuellen am Nebentisch, der seine Begleiter mit einem unerträglichen Vortrag über Jazzharmonik langweilte. »Es gibt jemand anderen. Einen anderen, um genauer zu sein«, hatte sie schließlich gesagt und abwechselnd auf die Pickel am Nebentisch und auf ihren spiralförmigen Strohhalm gestarrt. Er war wortlos aufgestanden und gegangen und hatte kurz darauf beschlossen, zu leiden wie ein Hund. Sie war nicht ausgezogen, sie hatte sich in ihrem Zimmer verkrochen, sie war stumm geworden, erkältet und verrotzt. Ihre unsichtbare, ausdruckslose Anwesenheit war eine Qual gewesen, ein verlogener Vorwurf. Er hatte sich bei jeder Gelegenheit absurde Bilder von ihr und einem Unbekannten vorgestellt. Ihr und einem Alien. Gollum und ihr. Dabei hatte es ihn nicht einmal am meisten getroffen, dass sie einen anderen vögelte. Eigentlich traf ihn die Vorstellung von seinen Lippen auf ihren Brüsten am allerwenigsten. Viel schlimmer war es, sich auszumalen,

dass dieser Typ einen Vater und eine Mutter hatte, die ihm jedes Jahr am Nikolaustag seinen Kinderstiefel mit Schokolade und Mandarinen gefüllt hatten. Freunde, die er nachts anrufen konnte, wenn es etwas zu bequatschen gab. Kurz: Die Vorstellung, dass dieser Wichser liebenswert sein könnte – das machte ihn verrückt.

»Also, was ist jetzt?« Sie wurde zunehmend ungeduldig. Er hielt ihr den Zeigefinger unter die Nase. »Sag du´s mir!« Seine Stimme klang bedrohlich. »Sieht aus wie Rotze.« Ihre Stimme klang unbeteiligt.

»Das ist es auch.« Ein Schulterzucken. »Ja, und?«

»Das habe ich auf der Statue gefunden, die ich heute gekauft habe. Auf ihrer rechten Brustwarze. Auf ihrem scheiß Nippel! Dem Nippel einer Heiligen!«

»Und was hab ich damit zu tun?«

»Wer soll das sonst gewesen sein?«

»Die Heinzelmännchen vielleicht.«

»Du findest echt immer einen Schuldigen. Steh doch ein einziges Mal zu dem, was du tust!«

»Bist du echt so bescheuert? Ich geb‘ einen Fick auf dich und deine Statuen. Ich ertrag diesen kranken Scheiß nicht mehr! Geh bitte einfach! Verschwinde! GEH!«

Geh. Gehen. Ja, aber wohin? Er kannte das Spiel schon. Wie oft er umgezogen, gegangen war in seinem Leben, das ließ sich schon gar nicht mehr erzählen. Seine Mutter hatte ihm diese Kindheit eingebrockt. Sie wollte dem Mief der bayerischen Provinz entfliehen. Einen Ozean zwischen sich und ihre katholischen Eltern bringen. Dabei hatte sie es gnadenlos übertrieben. Von wegen Friede. Von wegen Freiheit. Im Zweifelsfall war selten auf die Leute Verlass, die Werte und Moral predigten. Er hatte erlebt, wie so etwas sich über Nacht ändern konnte, und was dann übrig blieb, war nur die Gewohnheit, an irgendetwas festzuhalten. Verlässlicher waren Zweifler und Skeptiker. Das hatte ihn zu Beginn so an ihr fasziniert. Ihre radikale Ablehnung von Beständigkeit. Ihr Sarkasmus und der Widerstand gegen Gewissheiten. Das – und die Tatsache, dass sie immer genau das gesagt, getan und gedacht hatte, was seine Mutter nicht gesagt, gedacht oder getan hätte.

Ihre wenig originellen Beschimpfungen (»größter Fehler meines Lebens«, »Totalversager«, »unfähig«, »narzisstischer Eisklotz«) holten ihn nun auf den Boden der Tatsachen zurück, auf den Küchenboden, genaugenommen, wo sie inzwischen standen und sich eisern anschwiegen. Sie hatte oft in dieser Küche gesessen. Ein Buch in der Hand, einen Kaffee auf dem Tisch. Stark, schwarz, zwei Teelöffel Zucker. Er hatte sich dann zu ihr gesetzt und ihr gezeigt, was er tagsüber erstanden hatte. Diskuswerfer, Hirschgeweihe, Nachbildungen aus Gips. Dann hatte sie mit den Augen gerollt und es doch einen Tick zu offensichtlich genossen, dass er sie beim Lesen unterbrach.

Jetzt stand er da und ließ den Blick durch den Raum wandern, suchte nach etwas, das sie gemeinsam hinterlassen haben könnten. Kaffeeflecken oder Biertropfen oder Weinkreise. Ein bisschen wünschte er sich, sie hätten zusammen etwas in die Wand geritzt. Initialen oder ein Wort.

Die heilige Apollonia geriet in sein Blickfeld. Ein zweites Mal an diesem Abend sprang ihm der Rotz ins Auge. Schleimiger, grüner Rotz. Die Farbe war aushaltbar, aber die Konsistenz eine maßlose Provokation. Er stellte sich vor, wie sie sich den Zeigefinger genüsslich in ihr Riechorgan steckte und den Nasenschleim punktgenau auf den Nippel platzierte. Wie sie drei Schritte zurück wich, um das fertige »Werk« zu betrachten. Wie dieser Anblick ihren Humor anregte und ihre Verbitterung schmälerte und wie sie sich wieder zurück in ihr Zimmer schlich. Etwas in ihm pulsierte. Er hob den Blick. Diese Statuen waren seine Familie. Es war ihm nicht gelungen, die heilige Apollonia zu beschützen. Ihr Marmorgesicht schaute anklagend auf ihn herab. Seine Freundin schaute anklagend zu ihm herauf. Seine Mutter schrieb ihm anklagende Briefe. Er klagte sich selbst dafür an, das Schnitzel nicht früher gebraten zu haben, dann hätte alles anders kommen können. Der Raum begann sich zu drehen. Er begann zu lachen. Er dachte an ein Ferienhaus in Südtirol, einen blauen Strohhalm und ihre Schenkel. Dann ging er drei Schritte auf die Statue zu und schmiss sie gegen die kaffeebefleckte Wand.

Texte aus der Werkstatt

Die Aufgabe: *Wir haben mit den Kursteilnehmerinnen und -teilnehmern klassische Erzählanfänge fiktionaler Texte besprochen („In Medias Res" – „Ab Ovo" – „In Ultimas Res" – „In Nuce" – „Invocatio") und sie gebeten, Beispiele zu den unterschiedlichen Eröffnungsstrategien anzufertigen. Hier einige Ergebnisse:*

Jasmina Zakaria

Es war ein eisig grauer Wintertag. Grausam eisig. Bayreuther Winter halt. Die Stimmen schwirrten in der Luft gegeneinander, klirrendes Geschirr, klappernde Tabletts. Die Tür ging auf und ich hielt die Luft an. Da war sie wieder!

Er strahlte sie an, und sie lächelte unwillkürlich zurück. Kannten sie sich? Wahrscheinlich hatten sie sich schon mal gesehen und sie hatte sein Gesicht vergessen. Das passierte ihr häufiger. Aber irgendwas war dieses Mal anders, das Strahlen intensiver als bei einer spröden Bekanntschaft.

Das Gespräch stockte. Es stockte und stockte. Was war passiert? Sie hatten sich doch über Wochen hinweg angelächelt. Den ganzen Raum erstrahlt, das Klappern der Tabletts in dumpfen Schall verwandelt. Was war bloß passiert?

Julian Stalter

»Warte«, sagte er, während sie ihre Zigarette ausdrückte und aus dem Bett stieg. Wortlos zog sie Hose und Top an, dann einen Pulli. »Bleib« sagte er noch einmal und versuchte sie am Ärmel festzuhalten, aber sie schüttelte ihn ab und verschwand im Flur.

An einem sublim-schönen Novembernachmittag im Jahr 1977 vergaß Frau Reiner einen Topf Milchreis auf dem Herd ihrer Einbauküche. Während sie im Vorgarten mit Herrn Paschulke, ihrem Nachbarn quatschte, quoll der Brei unter dem Deckel hervor, zischte auf der heißen Platte und füllte das Zimmer mit Rauch.

»Wo bin ich«, denke ich und versuche zu schlucken. Der Hals brennt, die ganze Luftröhre wie aufgeschabt. Mein Körper fühlt sich nackt an unter der dünnen Decke. Es ist heiß, die Schrift auf dem Kasten neben meinem Bett: Ist das deutsch?

Teresa Wimmer

Es war Montag, der 16. Januar 2017. Die Zeiger des Weckers zeigten 6:15 Uhr an, als er zu schrillen begann und Raphael aus dem Schlaf riss. Raphael war siebzehn Jahre alt und ging in die zwölfte Klasse. In einer Stunde musste er sich auf den Schulweg begeben. Er war noch nicht richtig wach, als er begann sich anzuziehen.

Hätte er gewusst, dass er sich an diesen Tag verlieben würde, wäre er wohl mit mehr Elan aus dem Bett gesprungen und hätte sich sorgfältiger überlegt, was er anziehen sollte. Aber er wusste es nicht. Er wusste nicht, dass dieser Tag, dieser scheinbar triste Montagmorgen, ein ganz besonderer Tag sein würde. Und so begann er sich anzuziehen.

»Mist, der Wecker!« Im Halbdunklen des frühen Morgens tastete Raphael nach dem Ausschalt-Knopf des Weckers und schlug heftig darauf. Der Wecker fiel auf den Boden. Als Raphael das Licht anschaltete, um den Wecker wieder aufzuheben, wurde er etwas wacher. Wie er nur diese Montagmorgen hasste! Er begann sich anzuziehen.

Jede Liebesgeschichte beginnt mit einer ersten Begegnung. Ein erster Blickkontakt, ein schüchternes Hallo, eine flüchtige Berührung. Aber Raphael hatte sie schon oft gesehen.

Hunderte Mal waren sie sich über den Weg gelaufen ohne sich wirklich je zu begegnen. Und so war dieser Tag eigentlich nicht anders als unzählig andere. Er begann sich anzuziehen.

Ihr kennt Raphael noch nicht, aber ihr werdet ihn bald kennen lernen. »Was macht Raphael so besonders?« werdet ihr euch fragen. Es ist nicht die Tatsache, dass er besonders ist, die seine Geschichte so erzählenswert macht. Er ist nicht besonders. Der Anfang ist wie der von uns allen: Raphael beginnt sich anzuziehen.

Sonja Hahn

Ein blöder Fehler! Was für ein Trottel er doch war. Nur allmählich legte sich der pulsierende Schmerz, der von der blutverkrusteten Beule an seinem Hinterkopf ausging. Wieso war noch am Leben?

Ich stehe am höchsten Punkt der Brücke und starre in die Tiefe. Verlockend flüstert der Abgrund zu mir. Nur ein kleiner Impuls, der mein Gewicht so weit über das Geländer treibt, dass die Schwerkraft den Rest erledigt. Ein Höhenflug. Und schließlich…

Die Bayerische Akademie des Schreibens
ist eine Kooperation des Literaturhauses München und der Universitäten Augsburg, Bayreuth, Erlangen, LMU München, Bamberg, TU München und Regensburg. Mit Unterstützung des Bayerischen Staatsministeriums für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst.

Koordination und Kontakte zu den Autoren
Dr. Katrin Lange
Literaturhaus München, Salvatorplatz 1, 80333 München
Tel. 089-291934-23; E-Mail. klange@literaturhaus-muenchen.de